

# Universitätsbibliothek Wuppertal

**Griechenland**

**Reisinger, Ernst**

**Leipzig, 1916**

Landschaften und Bauten

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5476](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5476)

## LANDSCHAFTEN UND BAUTEN

Der Traum unserer Knaben- und Jünglingszeit, die stille, tiefe Liebe unseres Mannesalters, das hohe Bild, das aus grauer Vorzeit zu den Völkern herüberleuchtet, am Strahl der Schönheit sie zur Menschlichkeit erziehend, — es ist kein bloßes Traumbild: Olympia, Argos, Mykene, Korinth, Athen und die Akropolis, Marathon, Eleufis, Delphi, die Thermopylen, sie sind, sind in Trümmern, aber die Trümmer werden lebendig und zeugen. *Fr. Th. Vischer, Altes und Neues. Bd. IV, S. 262.*

### KLAGELIED AUF DEN UNTERGANG ATHENS

VON MICHAEL AKOMINATOS, 1175–1204 ERZBISCHOF IN ATHEN<sup>23</sup>

Die Liebe zu Athen, dem einst gefeierten,  
Schrieb diese Verse, noch den Schatten huldigend  
Und linde Kühlung spendend meiner Sehnsucht Glut.  
Da nirgends mehr, o weh! die vielbefungne Stadt  
Zu schauen ist; da lange, ungemessne Zeit  
Sie in der Tiefe unter Schutt verschwunden birgt,  
Erdulde ich dank meiner Liebe schweres Leid.  
Wer nicht das wahre Antlitz des ersehnten Guts  
Leibhaftig, gegenwärtig mit dem Aug erfaßt,  
Dem dämpft wie Wirklichkeit den Brand der Leidenschaft,  
Wenn er im Bilde nur des Anblicks sich erfreut.  
Doch ich bin unglücklich; wie Ixion einst,  
Lieb ich Athen, wie jener Hera hat geliebt  
Und nur das Trugbild jener Strahlenden umschlang.  
Was leid ich, weh! was sage ich, was schreib ich nur;  
Athen bewohn ich, sehe nirgends doch Athen,  
Nur wüsten Staub und keine echte Seligkeit.  
Wohin sind deine Heiligtümer, ärmste Stadt?  
Vergangen alles und zu Sagen aufgelöst:  
Gericht und Richter, Rednerbühne, Volksbeschluß,  
Gesetze, Volksversammlung, rednerischer Bann,  
Die Sitzungen des Rats, der Feste heller Glanz,  
Die Führerschaft im Krieg zu Lande wie zur See,  
Die überreiche Muse, der Gedanken Kraft.

<sup>23</sup> Über Akominatos (ca. 1140–1220 n. Chr.) siehe vorne S. 7. Der griechische Text der Elegie bei Spiridion Lampros: Michael Akominatos Choniates II, S. 397 f., Athen 1880. Der Text griechisch und schlecht verdeutscht bei Adolf Ellissen: Michael Akominatos, Göttingen 1846, S. 142–144.

Vergangen ohne Spur ist aller Ruhm Athens,  
Kein Zeichen blieb, kein noch so dunkles als Beweis.  
Drum mag man mir verzeihn, mir, dem das Glück verfährt,  
Die vielbesungne Stadt Athenas selbst zu schaun,  
Daß ich in dieser Schrift von ihr ein Bild entwarf.<sup>24</sup>

Übersetzt von E. R.

## ATHEN IM JAHRE 1575

### BRIEF DES GRIECHEN ZYGOMALAS AN MARTIN CRUSIUS<sup>25</sup>

Mit Athen, das ich oft gesehen habe (denn Nauplia im Peloponnes, nicht weit von Athen, ist meine Heimatstadt), verhält es sich so: Ich habe es durchwandert und nach allem sorgfältig geforscht: nach dem Areopag, nach den einstigen Akademien, den Schulen des Aristoteles<sup>26</sup> und nach dem Pantheon<sup>27</sup>, das alle anderen Bauten in den Schatten stellt; daran sind außen ringsherum Geschichten der Griechen und der Götter in Stein gehauen. Unter anderem sieht man über der großen Türe zwei Pferde<sup>28</sup>, Menschenfleisch anschnaubend<sup>29</sup>, lebendigen ähnlich. Praxiteles soll sie gemacht haben; so daß der menschliche Geist selbst Steine zu durchdringen scheint. Noch anderes ist des Schauens und des Staunens wert. Ich will nicht von dem Berge erzählen, der gegenüber aufsteigt und Heilkräuter aller Art trägt, den ich Garten des Adonis<sup>30</sup> nenne, nicht von der Milde der Luft, nicht von den gefundenen Wassern und anderen Vorzügen, durch die es kommt, daß die Athener, jetzt in Barbarei versunken, doch bis heute von Natur ein gutes Gedächtnis haben und eine angenehme Stimme besitzen; der Reichtum ihrer Lieder erfreut den Hörer, wie einst die Gefänge der Sirenen. Wenn sie Orpheus, der wilde Tiere und Felsen gerührt haben soll, oder Terpander aus Methymna<sup>31</sup> oder Marfyas, der einen Wettstreit mit Apollon gewagt hat, gehört hätte, sie hätten gestaunt darüber, wie jene durch

<sup>24</sup> Der Schluß deutet darauf hin, daß das Klagelied nur die poetische Einleitung eines von Akominatos geplanten Werkes über das alte Athen war.

<sup>25</sup> Abdruck aus: Martin Crusius, *Turcograecia*, Basel (1584), S. 430 und 461; Crusius gibt den Text griechisch und lateinisch; ins Deutsche übersetzt von E. R. — Crusius (1526—1607), Professor in Tübingen, veranlaßte die griechischen Gelehrten Zygomalás und Kabafilas zu auf Augenschein beruhenden Berichten über das damals völlig unbekannt Athen. Siehe vorne S. 14.

<sup>26</sup> Die Namen, Areopag, Akademie, Schule des Aristoteles verband die Volkstradition willkürlich mit Resten des Altertums. Die wirkliche Stelle des Areopags wurde erst von Wheeler 1682 erkannt.

<sup>27</sup> Der Parthenon war damals bereits in eine türkische Moschee umgewandelt. Die enthusiastische Bewunderung der Parthenonkulpturen in so früher Zeit überrascht sehr. Daß Zygomalás einen beliebigen berühmten Bildhauer, den Praxiteles statt des Phidias als Meister nennt, ist verzeihlicher, als daß die Engländer am Anfang des 19. Jahrhunderts die Parthenonkulpturen als zu häßliche römische Arbeiten nicht ins Britische Museum aufnehmen wollten.

<sup>28</sup> Die Rosse vom Wagen der Athena im Westgiebel, die Morofini 1688 als Beute nach Venedig bringen wollte. Beim Herausnehmen aus dem Giebel fielen die Figuren zu Boden und zerfchellten in Trümmer.

<sup>29</sup> Offenbar eine Anspielung auf die wilden Rosse des Diomedes, denen man Menschenfleisch zum Fraße vorwarf.

<sup>30</sup> Wahrscheinlich ist der Hymettos gemeint, dessen antiker Name damals im Volk vergessen war.

<sup>31</sup> Terpander aus Lesbos, Lyriker des 7. Jahrhunderts v. Chr., durch Einführung der siebensaitigen Lyra bekannt.

natürliche Begabung die Kunst übertrafen, sie hätten die Flöten weggeworfen und die Rohre zerbrochen. Aber wozu mache ich von Athen viele Worte? Vorhanden ist nur noch das Fell; das Tier selbst ging zugrunde. —

Konstantinopel, am 15. November im 8074. Jahre seit Beginn aller Dinge<sup>32</sup>.

Stets Euer Freund Theodosius Zygomalás,  
Protonotar an der großen Kirche zu Konstantinopel.

### ATHEN IM JAHRE 1578

BRIEF DES GRIECHEN KABASILAS AN MARTIN CRUSIUS

Einft zerfiel die Stadt Athen in drei Teile und war vollständig befiedelt. Jetzt nimmt der innere Teil den Burgberg ein, auf dem der Tempel des Unbekannten Gottes<sup>33</sup> steht; er ist ganz allein von den Ismaeliten<sup>34</sup> bewohnt. Den angrenzenden Teil (ich meine den mittleren) haben ganz die Christen inne. Vom äußeren Drittel der Stadt, in dem der Königspalast<sup>35</sup> mit reichem Marmor Schmuck und gewaltigen Säulen liegt (am Eingangstor<sup>36</sup> dazu ist folgende einzeilige Inschrift noch heute zu sehen: Dies ist Athen, des Theseus alte Stadt), ist nur der dritte Teil bewohnt. Die ganze Stadt, soweit sie von Leuten befiedelt ist, an Zahl mögen es 12000 Männer sein, hat eine Ausdehnung von 6—7000 Meilen.

Geschrieben im Hause des Patriarchen zu Konstantinopel.

Symeon Kabasilas aus der Stadt Akarnania in Hellas.

### DIE AKROPOLIS VON ATHEN

VON EMANUEL GEIBEL<sup>37</sup>

Den 7. November (1838). Eben kehre ich von der Akropolis zurück, die ich seit unferm Aufenthalt in Athen fast täglich besuche. Zum erstenmal bestieg ich heute das obere Dach des Parthenon und ließ über der letzten Statue des Giebfeldes fort meine Blicke nach dem Meere und nach Salamis hinüberschweifen, hinter

<sup>32</sup> Nach der byzantinischen oder konstantinopolitanischen Weltära, deren 5509. Jahr dem ersten unserer Zeitrechnung entspricht, so daß das Jahr 8074 dieser Ära dem Jahre 1575 n. Chr. gleichzusetzen ist.

<sup>33</sup> Die christliche Tradition lokalisierte den „Unbekannten Gott“, von dem der Apostel Paulus zu den Athenern gesprochen hatte, gerne in dem Haupttempel der Akropolis.

<sup>34</sup> Die Türken bewohnten als die Herren Athens den beherrschenden Burghügel.

<sup>35</sup> Die gewaltigen Reste des Olympieions (Tafel 19) gelten als Ruinen eines Königspalastes.

<sup>36</sup> Das Tor des Hadrian wurde von diesem als Eingang in den neugeschaffenen östlichen Stadtteil erbaut; die der Altstadt abgewandte Seite zeigt die Inschrift: Dies ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt.

<sup>37</sup> Abdruck aus: Emanuel Geibels Jugendbriefe. Berlin 1909, S. 169 ff. — Vgl. S. 23, Anm. 17.

dem die Sonne mit einem sichtbaren rosenroten Strahlenglanze langsam hinabsank. Nie habe ich so etwas Herrliches gesehen wie diese griechischen Sonnenuntergänge. Solange die glänzende Kugel noch über dem Horizont schwebt, schimmert das Meer von unzähligen Funken, auf den Bergen liegt jener tiefrote Schein, der schon in alter Zeit dem Hymettos den Beinamen des Purpurnen gab, über die Wolken irrt ein schweifendes Gold — aber kaum ist sie hinuntergegangen, so liegt alles in Dunkel, nur über den scharf abgrenzenden Inselgebirgen schwebt noch eine sanfte, bald verlöschende Glorie, und im tiefen Blau treten die Sterne funkelnd hervor. Was wir Abenddämmerung nennen, gibt es hier nicht, Tag und Nacht küssen sich unmittelbar mit feurigen Lippen. Ich hatte mancherlei Gedanken, als ich dort oben stand auf dem Gipfel des Pallastempels; dieser Ort vor allen tönt von großen Erinnerungen. Von hier mochte einst Perikles herabgeschaut haben auf das Gewühl der prächtigen Stadt, auf die Häfen voll segelfertiger Schiffe und auf jene Kunstwerke um ihn und unter ihm, die seinem Namen Unsterblichkeit gesichert haben würden, auch wenn die Geschichtschreiber nichts anderes als deren Förderung von ihm zu erzählen wüßten. Dort mochte er gestanden haben, der stolze freie Mann, einen schönen Traum von Athens Zukunft in der Seele, nichts ahnend von dem nahen Verderben, das dieser Stadt der Götter, das ihm selbst so schrecklich bevorstand. Die Pest kam und die Tyrannen, nach ihnen die Mazedonier und endlich die Römer, die Männer von Eisen, die unter Sulla in klingender Rüstung durch das Doppeltor ihren Einzug hielten. Aber noch immer standen Tempel und Götterfäulen, und Athen blieb der Sitz der Musen. Byzanz blühte auf und sank in Schwächlichkeit und innerem Zerwürfnis; hier blieb eine stillgeweihte Stätte, wo einzelne an den Altären der Wissenschaft und Kunst opferten. Da kam vom Osten her ein fanatisches Kriegervolk, nichts ahnend von den Geheimnissen ruhig fortschreitender Erkenntnis und feind den Künsten, die ihm eine Gotteslästerung schienen. Zugleich mit dem Kreuze auf der Sophienkirche zu Konstantinopel brachen die Säulen des Parthenon; die schönen Marmorbilder sanken in den Staub, und das Gras wucherte darüber empor, und der rauhe Bekenner des Islam tränkte sein Roß aus den kunstvoll gearbeiteten Knäufen, die einst so stolz die reiche Tempeldecke getragen hatten. Seit der Zeit liegt eine tiefe Wehmut über der Akropolis, und so sehr auch die herrlichen Überreste den bewundernden Beschauer zu begeistern vermögen, er kann es nie vergessen, daß es nur Trümmer sind; Athen ist und bleibt ein weites Grab, in dem eine glorreiche Vorzeit eingefahrt liegt; und wenn jetzt die moderne Zeit ihre kleinen Häuser darüber baut und ihre kleinen Interessen abhandelt und wieder anfängt zu scherzen, zu lachen, zu leben, dann kommt mir das vor, als ob ein bunter Schmetterling über einer ungeschlossenen Gruft flatterte. —

## BAUTEN AUF DER AKROPOLIS VON ATHEN

VON HERMANN HETTNER<sup>38</sup>

Schon den Alten selbst galten die Propyläen für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Bauwerke des ganzen Altertums. An Pracht und Schönheit kann sich mit ihnen nur der Parthenon messen; an Kühnheit und Neuheit der Erfindung übertreffen sie auch diesen. Die Propyläen als das große und kunstreiche Eingangstor der Akropolis gleichen einer großen musikalischen Overture. Sie sind ein durchaus eigenes und selbständiges Kunstwerk, in sich abgeschlossen und durch sich selbst bedeutungsvoll und verständlich, und doch haben sie zugleich die Bestimmung, auf ein anderes, höheres, umfassenderes Kunstwerk vorzubereiten, und lassen daher dessen bedeutsamste Formen und Motive bereits ahnungsvoll durchklingen. Wenn die Redner in der Volksversammlung die Größe und Herrlichkeit Athens recht nachdrucksvoll preisen wollten, um durch die Begeisterung für das Vaterland den Haß gegen die drohende Fremdherrschaft Philipps des Mazedoniers zu entflammen, da liebten sie es, von der Rednerbühne aus emphatisch hinüber nach den gegenüberliegenden Propyläen zu deuten, wohl wissend, daß in diesen gleichsam der Inbegriff und die Zusammenfassung alles Höchsten sei, was die athenische Kunst und Bildung hervorgebracht. Und noch ist uns ein Ausspruch des Epaminondas bewahrt, der, als er einst in der Volksversammlung zu Theben aussprechen wollte, die Macht, die früher Athen gehabt habe, müsse jetzt an Theben übergehen, dies nicht wirksamer ausdrücken zu können glaubte, als indem er ausrief: „Ihr Männer von Theben, ihr müßt die Propyläen der athenischen Burg ausheben und sie am Eingange unserer eigenen Burg, der Kadmea, aufstellen.“ Aber trotz dieser selbständigen Schönheit und Bedeutung sind diese Propyläen durch und durch bedingt und bestimmt durch das Wesen und den Zweck der Akropolis, deren Eingang sie sind.

Wir fragen also: wie hat Mnesikles diese schwierige Aufgabe gelöst? Leider sind auch die Propyläen nur in einem trümmerhaften Zustande auf uns gekommen. Weil diese westliche Seite der militärisch schwächste Teil der Akropolis ist, so war hier von jeher, das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neueste Zeit, der meiste Anlaß, immer neue Verschanzungen zu machen, dabei aber wurden natürlich jederzeit die Bauten des Altertums als die bequemsten und nächsten Baustücke verwendet. Ludwig Roß, der dreizehn Jahre lang als Konservator der griechischen Altertümer sich unsterbliche Verdienste um Reinigung und Wiederherstellung der Akropolis erworben hat, öffnete aufs neue die mit türkischem Mauerwerk ausgefüllten Propyläen; ja er errichtete sogar in Verbindung mit den Architekten Schaubert und Hanfen den

<sup>38</sup> Abdruck aus: Hermann Hettner, Griechische Reisekizzen, Braunschweig 1853. — Hettner H. (1821—1882), Literaturhistoriker und seit 1855 Direktor der Antikensammlungen zu Dresden, bereiste Griechenland 1852 gemeinsam mit dem Philologen Götting und dem Mythologen L. Preller. Den „Reisekizzen“ liegen Briefe an Hettners erste Frau Marie Stockmar zugrunde. Vgl. vorne S. 20.

Tempel der Nike Apteros (Taf. 13) wieder, dessen Quadern und Säulen er im Schutte der unteren türkischen Bastionen gefunden hatte.

Steigen wir die rechts liegende Stiege hinan. Oben biegen wir ein in eine andere kleine Seitenstiege, und wir stehen vor dem östlichen Eingange des Tempels der Nike Apteros. Zierlicher ist wohl nie ein Tempel gebaut worden als dieser. Er ist 27 Fuß lang, 18 breit und von der untersten Stufe bis zur Spitze des Giebels nur 23 Fuß hoch. Die leichten und fein geglätteten Quadern aus pentelischem Marmor, aus denen die kleine Cella sich aufbaut, und die heiteren Säulenhallen an der Vorder- und Rückseite, eine jede durch je drei schlanke jonische Säulen gebildet, machen den Eindruck dieses kleinen Tempels so anmutsvoll und lieblich, daß man fast zweifeln möchte, seine Erbauung schon in die Zeit des Cimon zu setzen.

Nun aber die Propyläen (Taf. 2) selbst! Tempelbau und Festungsbau, wie himmelweit scheinen sie voneinander geschieden, und wie unnachahmlich schön wußte sie der Künstler hier in einen in sich einigen und lebensvollen Guß zu verschmelzen! Das große Mittelgebäude mit den sechs mächtigen dorischen Säulen seiner Vorderseite und dem weit ausgepannten Dachgiebel, der wie ein Adler seine Schwingen schützend über die Säulen ausbreitet, hat alle Formen des griechischen Tempels. Wie steht es vor uns da, so heiter und groß und gewaltig! Aber der weite Zwischenraum, der die beiden mittleren Säulen voneinander trennt und der um so bedeutender hervortritt, je unwillkürlicher sich uns der Vergleich desselben mit dem Zwischenraum der benachbarten Säulen aufdrängt, sagt uns sogleich, daß dieser Bau nicht selber ein Tempel sei, sondern vielmehr erst ein Eingangstor, das heiter und wirksam zum Besuche des Tempels einladet.

Wer hätte die Geduld, hier länger zu weilen! Der Prachtbau des Parthenon steht vor uns und alle die anderen Wunderwerke der Akropolis.

Tretet ein! Auch hier sind Götter.

Der Parthenon (Taf. 1. 8. 9. 11), der Tempel der jungfräulichen Göttin Athene, liegt auf der höchsten Erhebung der Akropolis. Nicht bloß durch seine Größe, schon durch seine räumliche Lage ist er das hervorragendste Heiligtum. Von den Propyläen steigt der Weg noch leise bergan. Die westliche Stirnseite des Tempels blinkt uns mit seiner offenen Säulenhalle gastlich einladend entgegen. Aber wir gehen an ihr und an der nördlichen Langseite seitwärts vorüber bis vorn an die östliche Vorhalle. Es ist ein altes griechisches Kultgesetz, daß das Gottesbild nach Osten schaut. Alle griechischen Tempel haben ihren Eingang auf der Ostseite, es müßten denn ganz unabweisbare Umstände eine seltene Ausnahme nötig machen.

„Wie steht er so groß und schlicht vor uns, der griechische Tempel! So einfach schön, so feierlich ruhig, so göttlich heiter! Er ist nicht wie unsere Kirchen ein Versammlungshaus für die andächtige Gemeinde; nur das Bild des Gottes, dem er geweiht ist, und dessen heilige Schätze und Weihegeschenke sind in ihm. Deshalb ist er schon seiner Lage nach abgeschlossen von allen profanen Umgebungen. Eine

Mauerumfriedigung hegt einen weiten heiligen Raum ein, und mitten in diesem erhebt es sich, das goldreiche, fernstrahlende Haus des Gottes. So kann es nicht auf der gemeinen Erde stehen, auf der die irdischen Menschen wandeln. Zwar breit und mächtig lagert sich der schönheitsvolle Bau hin auf den Boden als die natürliche Wurzel des Daseins; aber drei mächtige Stufenschichten erheben ihn über die Fläche der Wirklichkeit und tragen ihn dem Himmel entgegen, gleichwie ein heiliges Weihegeschenk. Der Gott, der da drinnen wohnt in der viereckigen Zella, ist kein finsterner verschlossener Gott, er ist ein Gott der Freude und der ewigen Heiterkeit, ein Gott des Lichtes. Licht und Luft zu fassen, öffnet sich die Vorhalle, und ringsum läuft ein Säulengang, die enge Wohnung des Gottes mit der glückerfüllten Außenwelt zu verbinden. Freudig in ihrer Kraftfülle, elastisch lebendig streben diese Säulen empor; aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ihr keckes Emporstreben wird gedämpft und beruhigt durch den Gegendruck des Dachbaues, der über den Säulen schwebt und den zu tragen sie bestimmt sind. Über ihnen erhebt sich das lastende Gebälk der Decke, und über dieses thront dann das hochschwebende Dach, nach beiden Seiten feine Flügel herabsenkend, gleich als wolle es mit feiner breit auslaufenden mächtigen Überschattung die anstrebenden, aufwärtschießenden Säulen zurückweisen auf das sichere In sich selbst beruhen des schönen gotterfüllten Diesseits. Und am Fries und Giebel erschließt sich diese stumme Sprache der tektonischen Formenwelt zum beredten, individuell bildnerischen Ausdruck, der die Taten des Gottes verkündet, den der Tempel verherrlicht. Dieses Streben und Gegenstreben, dies Erheben, das mit innig freudiger Selbstbeschränkung sich willig in seine angeborenen Schranken zurückbeugt, dieses lebensvolle In sich beruhigtsein ist es, das so heiter und harmonisch wohltuend auf den Beschauer zurückwirkt. Der Genuß bei dem sinnvollen Anschauen eines griechischen Tempels ist die heilige Gottesfeier der ewig göttlichen Sophrosyne.“

Mit diesen Worten versuchte ich schon früher in meiner archäologischen „Vorlesung“ den Eindruck zu schildern, den ich unter den Tempeln von Sizilien und Pästum empfand. Der Eindruck des Parthenon ist wesentlich der gleiche; nur noch mächtiger und noch großartiger. Der Eindruck des Parthenon ist der Eindruck heiterer Erhabenheit. Niemand kann diesen Wunderbau anschauen, ohne daß Ruhe und tiefer Friede in seine Seele zieht. Abbildungen und Schilderungen sind unermöglich, auch nur eine leise Ahnung von dieser mächtigen Wirkung zu geben. Man muß diese marmornen Wände und Säulen selbst sehen und unter ihnen umherwandeln, um ihre heitere Hoheit und Einfachheit ganz zu verstehen und zu empfinden.

Der Parthenon ist darum der vollendetste griechische Tempel, weil er, gleichweit entfernt von altertümlicher Schwere und von der matten Schwächlichkeit der späteren Zeiten, am vollendetsten die innige Einheit und Durchdringung von Mächtigkeit und Anmut, von Ernst und Milde erreicht hat. Iktinos, der Erbauer des Parthenon, setzte verhältnismäßig nur sehr einfache Mittel in Bewegung. Der griechische

Tempel wirkt nie durch die Kolossalität der Masse, sondern immer nur durch die Schönheit der Form. Aber diese ist freilich bis in das Einzelste ausgebildet. Jede kleinste Linien-schwungung ist berechnet, damit der Bau zuletzt auch sicher jenen Eindruck hervorbringe, den hervorzubringen seine Bestimmung war. Das Geheimnis des griechischen Tempelbaus ist die reizvolle Wechselwirkung lebendiger Gegensätze, die Wechselwirkung zwischen der geschlossenen Zella und der offenen Säulenhalle, zwischen dem feurigen Auftreten der tragenden Glieder und dem ruhigen Gegen- druck der lastenden. Der Parthenon läßt diese Gegensätze sich frei und kräftig ent- falten, aber mit sicherer Hand führt er sie zurück zu heiter befriedigter Einheit.

So schließt sich der Parthenon in allen seinen verschiedenartigsten Bestandteilen unnachahmbar schön und harmonisch zusammen. Und wenn uns die Propyläen mit ihren prächtigen und heiteren Säulenhallen ein mahnendes: „Tretet ein; auch hier sind Götter!“ zuriefen, so hat der Parthenon dieses Versprechen in unerreich- barer Großartigkeit nicht nur gelöst, sondern übertroffen. Ein Volk, das seinen Göt- tern solche Tempel baut, das muß ein großes, ein glückliches Volk sein. „Wo die Menschen am glücklichsten waren,“ sagt Heinsie im Ardinghello, „da war auch die Kunst am größten; das ist das Geheimnis der Kunstgeschichte in wenig Worten.“

Ob sich wohl jemals wieder ein Stück Erdenrund finden wird, das an Kunst und Schönheit dieser Akropolis von Athen gleicht? Sind die Wunder der bildenden Künste für uns auf ewig verloren, oder kommt einst ein zweiter Phidias, der dem starren Stein wieder Seele und Leben einhaucht? Wie töricht ist es, sich diese Frage zu stellen; und wie unabweisbar drängt sie sich hier auf jedem Tritt auf! Sollte man doch meinen, der Parthenon müsse mit seiner stolzen Pracht und Herrlichkeit alles verdunkeln, was sich in seine Nähe wagt. Und doch steht hier, kaum hundertund- fünfzig Schritte von ihm entfernt, als sein nördliches Gegenüber das Erechtheion (Taf. 12. 14. 15); zwar kleiner und für den ersten Anblick nicht so überwältigend, aber darum doch nicht minder bewunderungswürdig und kunstreich. Das Erechtheion ist ein Tempel ionischen Stils. Liegt die eigenste Schönheit des Parthenon in seiner gebieterischen Hoheit und in dem ruhig heiteren Glücksbewußtsein der ihm inne- wohnenden Würde, so geht das Erechtheion dagegen, wie dies durch die weichere Zartheit der ionischen Formen ganz von selber bedingt ist, durchaus auf lockende Anmut und heitere Zierlichkeit. Und sicher ist es der anmutigste, am liebsten möchte ich sagen, der herzwinnendste Bau, den jemals die Phantasie eines Künstlers er- fonnen. Selbst jetzt noch in seiner trümmerhaften Verstümmelung ist er von wahr- haft bezaubernder Schönheit. Immer und immer wieder ruht das Auge mit un- erfättlicher Lust auf diesen straffen schlanken Säulen mit ihrer elastisch bewegten Basis und den anmutig profilierten Kapitellen, auf diesen leichten und lebensvoll ge- gliederten Balken des Frieses und der Gesimse, auf den feingefugten Quadern der Wände und Decken, und auf den großen und prachtvollen und doch so unendlich zierlichen Toren mit ihrer lieblich reizenden Arabeskenverzierung. In der Tat, für

den, der diesen Tempel jemals mit formenempfänglichem Auge gesehen hat, ist es nicht bloß eine althergebrachte Überlieferung, sondern innerstes Seelenerlebnis, daß er ihn ebenso als die höchste Blüte der ionischen Baukunst betrachtet, wie den Parthenon als die höchste Blüte der dorischen.

## DER FRIEDHOF AM DIPYLON. ATHENS UMGEBUNG

VON THEODOR BIRT<sup>39</sup>

Am Dipylon (Taf. 20) ist der ganze antike Friedhof des 5. und 4. Jahrhunderts vor Chr. freigelegt worden, dessen Grabdenkmale, meist vorzüglich erhalten, zu Hunderten ins Museum geschafft sind. Es ist die wundervollste Gabe des Spatens, die Marmorstelen mit ihren Reliefbildern, die voll Heiligkeit und stillem Verzicht wie eine Darstellung des Satzes sind: „Auch das Schöne muß sterben.“ Eine wirklich ergreifende Grabespoesie hat das Altertum kaum befaßt; denn die Dichter übertrieben meist den Ausdruck des Schmerzes. Hier, auf diesen Denksteinen, ist die wahre Grabespoesie, die die Trennung nur andeutet, eine wortlose Wehmut um sich breitet und das Herbe in Schönheit auflöst. Denn das Sterben selbst wird fast nie vorgeführt. Selten auch erscheint Hermes selbst, der Geleitgott der Abgeschiedenen, vor dem Sterblichen. Vielmehr sehen wir immer nur das blühende Leben, und wie da Mann und Frau oder auch zwei Frauen sich im Scheiden die Hand reichen, oder wie die Frau sich schmücken läßt zum gottesdienstlichen Ausgange. Die Sitzende blickt auf; im tiefgehöhlten Augenwinkel liegt dunkler Schattenwurf; so hängen ernst-freundlich die Blicke ineinander, edel und rührend. Auch legt wohl die eine, die sich mütterlich vorbeugt, die Hand sanft und zärtlich an das Kinn der Geliebten. Alles typisch und doch innig belebt: schlicht im Gestus und von ausdrucksvoller Gehaltenheit. Es sind wirklich „Denkmale“, d. h. sie zeigen die Dahingegangene so, wie man am liebsten ihrer gedenkt. Die Figuren entsprechen gern der wirklichen Lebensgröße: das wirkt intim. Wo ist die Frau Attikas, wo ist überhaupt die Frau ähnlich verherrlicht worden? Eng beschränkt in ihrem Beruf, das war die Griechin jener Zeiten, aber in dieser Beschränkung war sie ohnegleichen, und diese Steine sind ihre Verklärung, wie sie keine moderne, bildungs-trunkene Dame erleben wird. Denn das Geistreiche ist unplastisch.

So ist es denn eine schöne Andachtspflicht des Reisenden, den berühmten antiken Friedhof am Dipylon selbst aufzusuchen, dort die Hegeso zu sehen und den Dexileos (Taf. 21) und die Korallion, die noch am Fundort und an der ursprünglichen Leichenstätte verblieben sind, um nachdenkend in ihrer frommen Gegenwart den Sonnenuntergang zu erleben. Nur muß ich beklagen, daß die Stätte als Stätte

<sup>39</sup> Vollständiger Abdruck aus: Theodor Birt, Griechische Erinnerungen eines Reisenden, Verlag N. G. Elwert, Marburg 1902, S. 115 ff. (Dipylon), S. 50 ff. (Athens Umgebung). — Th. Birt, geboren 1852, lebt als Professor der klassischen Philologie in Marburg; 1901 bereifte er Griechenland. Vgl. vorne S. 22.

ganz ohne Stimmung ist und auf das Gemüt nicht wirken will. Und sie müßte doch wirken! Wie ganz anders die so viel erinnerungsärmere Gräberstraße Pompejis! Der Raum ist hier zu beengt; der Staub der Fahrstraße und der banale Aspekt moderner Häuser dringt heran; der Genius loci ist ausgetrieben. Es fehlt die Einsamkeit. Man sollte alles ringsum mit Lorbeer, Oleander, Lebensbaum und Zypressen bepflanzen; ein Hain-Dickicht von Immergrün müßte entstehen, und die Nachtigall des Sophokles würde wieder Luft bekommen, hier ihr Lied anzuschlagen.

*Athens Umgebung.* Nur vor der Stadt, da freilich ist Frühling. Athen ist eine Wüste in der Oase! Da draußen sprießt es freilich vollsaftig aus den Steinen, Halmsaat, Öl und Wein, von Feld zu Feld, von Garten zu Garten. Da winken berankte Balkons aus dunklem Laubgebüsch. Denn schon das alte Athen war von Villeggiaturen der Reichen umgeben, und so liegen auch heute die Gartenhäuser in Kephisia, Patisia, Amarufi und Tatoi, Gärten voll Rosen und wieder voll Rosen, von blühendem Lorbeer, Magnolien, Arrocarien, Jukka, Platanen, Kiefern und Zypressen wonnig überschattet. Warum fangen die Alten vom „veilchenumkränzten Athen?“ Ich sehe rings nur gelbe Rosenbäche aus den Wipfeln sich ergießen. Auch sonst gibt es Ziele genug in der Nähe und Weite, wohin entweder die Lokalbahn oder das getreue Gespann uns trägt; unfre Gäule heißen Titzos und Kotzos; Charalampos heißt der Kutscher, und er ist der Gefälligste der Gefälligen. Die Ziele aber sind denkwürdig: Zur Ostküste über Kharvati nach Marathon, in die steinige Siegesflur des Miltiades und des jungen Aeschylus, wo man die Perfer im heißen Augustmonat schlug; oder über die Laurischen Bergwerke nach Thorikos und Sunion (Cap Colonnäs), wo, ein wahres Effekstück, hoch über dem Ostmeer der Tempel Poseidons, ein Altersgenosse des Parthenon, ragt (Taf. 24). Die Kolossalschranken des Hymettos und Pentelikon trennen die genannten Plätze von Athen. Nach Westen dagegen zieht uns die alte „heilige Straße“ über Daphni zur stillen Meeresbucht nach Eleufis (Taf. 26) hinab. Eleufis (Leffina) war der Wallfahrtsort Alt-Athens. Hier nahten sich die Mythen, die Geweihten, der nährenden Göttin Demeter, und man wußte, daß auf der lieblichen thriasischen Flur bei Eleufis einst Persephone, Demeters Tochter, mit den Gespielen umirrte, um Narzissen und Anemonen, Veilchen und Hyazinthen zu pflücken (es war die berühmteste aller Blütenlesen!): denn sie ahnte ihr Schicksal nicht! Wer möchte, um nach ihren Mädchen Spuren zu suchen, nicht Tage und Wochen dahingeben?

Wem aber der Ölbaum lieb ist, der fahre am Fluß Kephisos zum Dorf Menidi hinauf. Hier lernen wir die eigentliche Hochebene Athens, mit der Marathon und Eleufis nichts zu tun hat, kennen. Der Wassermangel Attikas ist bestürzend. Aber der Kephisos wenigstens, der dürftige, versiegt doch nie. Bei Kephisia besucht man huldigend seine Quelle, die in Gärten gehegt wird; aber auch der große Parnes speist ihn. Er ist sich seiner Kostbarkeit bewußt, und es gibt entzückende Bilder, wie er sich geheimnisvoll und tief durch enge Felsen windet und breite Gruppen von Kie-

fern und Pappeln auf mächtigen Stämmen in silbernem Laub und wonniger Laubfrische ihn dicht zudecken mit ihrem Schatten. Hier findet der Singvogel noch heute den ersehnten Schatten. Und aus dem Kephisos hat hier Venus selbst dereinst, wie Euripides fingt, durstend sich Wasser geschöpft, sich mit Rosen gekrönt, und süßlinde Luft wehte von ihr über das Hochland, und Liebe weckte sie im Busen der attischen Jugend — aber Liebe zur Weisheit. Diese süßlinde Luft, wir spüren sie auch, den Hauch Aphroditens. Er reinigt das Gehirn und macht das Auge fehkraftig und hell. Maulbeeralleen, Oleanderbüsche an den Straßen! Die Zypresse jung und schlank; der Kieferwipfel so feingefiedert! Die niedrige Rebe guckt mit saftigen Blättern schon aus ihrem Erdversteck hervor, und in den Furchen rennen die Lerchen. Ein großer Raubvogel rudert schräg darüber hin, mit zerzaufem Gefieder. Man erkennt alles so deutlich! Längs der Straßen dürre Steinwälle, schwervoll von Blumen und wie von Götterhänden bestickt. Noch nirgends hab ich solch Blüten gesehn. Auf stumpfem Grün lachendes Weiß und Gold, auch Enzianblau und das Rosa der Pechnelken; alle Blüten zwerghaft winzig, aber millionenfach ausgestreut; dazu Asphodelos und wilde Refeden. Über allem flackert der Mohn, blutrot und tulpenfarben, in Unzähligkeit. Was wäre ohne den Mohn im Orient der Frühling? Es sieht aus, als sei das Herzblut von tausend Singvögeln herniedergeflossen und die Göttin habe die heißen Tropfen betrübt in Blumen verwandelt. Ich erkenne deine Hand, holdselige Demeter! Nur über dem Hochgebirge scheint kein Gott mehr zu walten. Mit felsigem Nacken, unnahbar, hager und erstorben starrt es uns an. Aller Waldwuchs seit langem vertilgt, alle Erdkrume abgespült; junge Schößlinge durch die Ziegen vernichtet. Ein Trauern und ein Dürsten befällt uns. Nur wer dem Parnes nahekommt, bemerkt, daß feine Kalksteinschluchten doch überall zart und duftig mit Bewachung übersponnen sind: man muß aber das Auge der Biene haben, um daran sich zu berauschen.

Erst wenn wir zurückschauen, sind wir getröstet. Der weite Fruchtgarten der Hochebene Attikas tut sich auf, und er ist noch immer ergiebig. Hier wächst der Ölbaum, der im Mai blüht und im November Früchte gibt. Bewässerungsgräben speisen ihn; denn die Ölgärten sind durstig: sie sind es, die den Kephisos leer trinken, so daß der Muntere im Sommer sein ersehntes Meer doch nicht erreicht. Man zählt an 20 000 Stämme, und ihre gedankenvoll schwarzen Wipfel bevölkern das Gefilde wunderbar und träumerisch. Der Baum ist hier etwas anderes als bei uns; der Baum gleicht im Orient dem Menschen; denn er ist kein Teil der Landschaft, sondern ein Bewohner der Landschaft. So scheinen die Ölbäume langsam vor uns dahinzuwandeln, in langen Zügen, wie fromme Pilger, altersgrau. Wir blicken scheu zu den Veteranen hin. Ob noch zweitausendjährige Stämme übrig sind, die in Platos Zeit oder auch nur in Proklos Zeit gepflanzt wurden? Man möchte sie fragen, wenn man ihre Sprache zu sprechen verstünde! Attika galt als die Heimat der Olive; jeder Stamm stand eingefriedigt; und sie alle waren Staatseigentum. Wer aus ihrem

Holz ein Gottesbild schnitzte, der zahlte Abgaben an den Burg-Tempel. Denn Athene war die Spenderin dieser Ölkultur; und so vereinen sich die drei Göttinnen, Demeter, Athene und Aphrodite, um diese steinigten Fluren in ein Eden zu verwandeln, das aber der Mensch im Schweiß seines Angesichts bestellt.

## ISTHMOS, KORINTH, ARGOLIS, ARKADIEN, MESSENIEN, BASSÄ

VON HERMANN HETTNER<sup>40</sup>

*Daphni Eleufis.* Der Weg von Athen nach Korinth führt über Eleufis und Megara. Zur Seite haben wir das rhythmisch auf und ab wogende Meer und die schön geschwungenen Felsberge von Salamis und Ägina, und sodann, je mehr wir uns dem Isthmus nähern, die malerische Küste der östlichen Argolis (vgl. Taf. 40). Was sind das für stolze und gewaltige Namen! Es ist doch keine Reise in der Welt in dieser Beziehung mit einer griechischen Reise vergleichbar. Und zu der Weihe der geschichtlichen Erinnerung tritt die unbefschreibliche Großartigkeit und Erhabenheit der landschaftlichen Schönheit. Es ist die alte heilige Straße, auf der wir dahinziehen. Dicht hinter dem vielbefungenen Olivenhaine steigt der Weg rasch bergan. Wir stehen am Fuße jenes hügeligen Gebirgszuges, der die westliche Grenze der attischen Ebene bildet, am Fuße des alten Ägaleos. Unwillkürlich wenden wir uns um, Athen einen Scheidegruß zu sagen. Welch herrlicher Anblick bietet sich dem erstaunten Auge! Weit ausgebreitet und im zauberhaftesten Farbenschmuck prangend, liegt die große attische Ebene vor uns. Im Vordergrund der Ölwald mit den schweifenden Wässern des Kephisos und den kleinen versteckten Waldkapellen; dicht dahinter die blitzenden Dächer Athens und die weit strahlenden Marmor Massen des hohen Königspalastes, und über der Stadt die altehrwürdigen Mauern der Akropolis und die hochragenden Säulen des Parthenon, der Propyläen und des Erechtheion; und sodann als großartigster Hintergrund die schönen Formen des langhingestreckten ruhig lagernden Hymettos und des gewaltigen Pentelikon, dessen nördliche Senkung durch die schimmernden Häuser von Kephisia lieblich belebt ist.

Jetzt treten wir in einen engen Gebirgspaß. In einsamer Wildnis steht hier das alte verfallene Kloster Daphni (Taf. 25), mit den malerischen Formen des späteren byzantinischen Stils, wahrscheinlich erbaut zur Zeit der fränkischen Herzöge. Eine Schar griechischer Landleute, auf Pferden und Maultieren ihre Waren nach Athen zum Verkauf führend, lagert behaglich auf den Steinbänken des alten Wirtshauses, das neben dem Kloster steht. Diese kühnen kriegerischen Gestalten mit den langen zottigen Pelzmänteln, mit dem blanken Schießgewehr an der Seite, mit den dolchartigen Messern und Pistolen im Leibgurt, und dem roten, mit einem weißen Tuch umschlungenen Fes — das ist doch wahrlich eine romantische Staffage für diese

<sup>40</sup> Abdruck aus: Hermann Hettner, Griechische Reisekizzen. Vgl. S. 46, Anm. 38.

wildromantische Landschaft! Die Schlucht erweitert sich. Zwischen den Bergen öffnet sich ein herrlicher Blick auf den blauen Spiegel des Meeres, auf Salamis und auf die Berge von Megara. Wir reiten etwa noch eine halbe Stunde. Da biegen wir rasch um die Ecke eines vorspringenden Bergabhanges! Siehe da, die Bucht von Eleufis! Hier haben wir die ganze Großartigkeit des Meeres, verbunden mit der Lieblichkeit eines bergumfäumten Landsees. Der Küstenfaum, der im Altertum durch seine Fruchtbarkeit so berühmt war, daß hier vorzugsweise die altgeheiligten Sagen und Kultgeheimnisse der fruchtesspendenden Demeter und Persephone ihren Schauplatz haben, ist eine wunderbar schöne, von sanften Hügelreihen halbkreisförmig geschlossene Ebene. Das Meer buchtet sich ein in ruhig und großartig geschwungener Rundung; an der Nordseite erhebt sich amphitheatralisch das Bergland von Salamis, und drüben an der Westspitze schimmern die Dächer von Eleufis herüber.

Zwischen Eleufis und Megara ist die Landschaft minder großartig. Auf der einen Seite wüste steinige Berge, die Ausläufer des Kithäron; auf der anderen das Meer mit Salamis und an dessen Küste ein einfaches malerisches Kloster. Dann eine Zeitlang eine öde Ebene mit niederem Strauchwerk und wilden Ölbäumen. Zuletzt Megara, eine kleine freundliche Stadt, nicht weit vom Meer entfernt, mit platten Dächern sich amphitheatralisch an einen Berg hinauflehnd, der sich oben in zwei vereinzelte Spitzen sondert. Im Altertume krönten diese beiden Bergspitzen zwei Akropolen. Eine Stunde hinter Megara beginnen die berühmten skironischen Felsen. Hier trieb der alte Räuber Skiron sein Wesen, der den Wanderern auflauerte und sie hinunter in das Meer warf, bis der jugendfrische Held Theseus dem Frevler ein gleiches Schicksal bereitete. Uns zur Rechten die hohen schroffen Felswände; dicht unter uns in schwindelerregender Jähe das braufende Meer; und der Pfad, auf dem wir wandeln, so schmal und steinig, und so mühsam bergauf und bergab sich durch die steilsten Klippen hindurchwindend, daß er in der Tat nicht ohne Gefahr ist und den Namen der bösen Stiege, der Kaki Skala, den er heute führt, mit Recht verdient. Nichtsdestoweniger war im Altertum dieser Weg fahrbar, die alten Gleise sind noch zu sehen; und die Tat des Theseus war wohl keine andre als eine Ebnung und Schützung des Weges, die die gefahrdrohenden Bergstürme, die von der Sage unter der Gestalt eines kühnen Räubers dargestellt werden, unschädlich machte. An Großartigkeit der Fernsicht hat ganz Italien nichts, was sich auch nur entfernt mit diesem skironischen Weg vergleichen dürfte; selbst nicht einmal jene wunderbar herrliche Straße von Sorrent nach Castellamare. Das Meer hat hier die Enge eines beschränkten Landsees verloren, malerisch tauchen die Berge von Ägina auf und die vielen kleinen reizenden Inseln des Saronischen Golfes, und endlich drüben auf der anderen Seite des Meeres die peloponnesische Küste mit ihren unzähligen Buchten und Felsriffen und den schöngeformten, blauschimmernden Bergen.

*Korinth.* Das heutige Korinth ist eine kleine, eben erst wieder erstehende Stadt von wenig tausend Einwohnern. Nur sieben Säulen eines uralten dorischen Tempels

(Taf. 31) zeugen von der einstigen Pracht und Herrlichkeit. Ich begreife nicht, wie einige Kunsthistoriker dazu kommen konnten, diesen Tempel in eine späte Zeit hinaufrücken zu wollen. Die Säulen stehen weit voneinander getrennt, sind schwer und gedrunken, ihre Höhe beträgt nicht einmal vier Durchmesser des unteren Umfanges. Überdies haben sie noch sehr deutliche Reste roter Stuckbekleidung.

Aber am herrlichsten ist es oben auf Akrokorinth (Taf. 27—29). Alle Wunder der Schweiz und Italiens verschwinden gegen die Großartigkeit dieser ganz unvergleichlichen Landschaft. Akrokorinth erhebt sich 1770 Fuß gerade aus der Meeresfläche heraus, und oben an seiner Spitze breitet es sich aus zu einem eigenen großen, mehr als eine Stunde umfassenden Hochland, das wieder seine besonderen Berge und Ebenen hat. Alle Zeiten haben hier ihre Geschichte in Steinschrift gegraben. Noch erquickt uns der frische Quell der Pirene, an der einst Bellerophon den Pegasus einfing; und vereinzelte Säulenstücke gemahnen uns an die einstige Pracht des alten Tempels der Aphrodite. Ringsherum um den ganzen Berg laufen die mächtigen Zinnen und Türme der stolzen Venezianer, und wüste Schutthaufen erzählen uns von den zerstörten Häusern, Moscheen und Bädern der Türken, die sich hier eine eigene kleine Stadt erbaut hatten. Jetzt aber ist hier alles tot und verödet. Nur fünf alte Invaliden bilden die dürftige Bewachung.

Die höchste Höhe des Berges liegt auf der Ostseite. Unter uns erglänzen in ihrem tiefen Blau die beiden Meere des Korinthischen und Saronischen Golfes, und zwischen beide hindurch spannt sich wie eine breite Brücke die glatte Steinfläche des Isthmus. Rechts die wildzerklüfteten Berge der skironischen Felsen, an die sich dann lang hingestreckt die Felsen von Salamis anschließen; sodann mitten im Meere Ägina mit feinen malerisch gezackten hochragenden Berggipfeln, und über Ägina drüben die plastisch ruhige, schön geschwungene Küste von Attika, der Pentelikon, der Hymettus und das Vorgebirge von Sunion, umflossen von den Wellen des Ägäischen Meeres, aus dem in leisen bläulichen Streifen in der Ferne einzelne zykladische Eilande auftauchen. Links am Korinthischen Golfe, dicht unter uns, das kleine Städtchen mit freundlichen Ziegeldächern und den einsam ehrwürdigen Säulen des alten Tempels, darüber hinaus die nordgriechische Küste mit dem Parnaß, Helikon, Kithäron und der Gerania, Berg an Berg, und auf der anderen Seite die achaische Ebene, die sogenannte Wocha, mit ihren blühenden Korinthenfeldern, hinter denen sich eine lange Kette von Hügeln erhebt, deren einer der Sitz des alten Sikyon war. Und wenden wir uns dann rückwärts auf die Westseite zu, da erheben sich die dichtgedrängten unzähligen Berggipfel des bergreichen Peloponneses. Im Vordergrund der altarförmige Apesas bei Nemea und die Vorgebirge von Tenea, Mykene und der argivischen Ebene; dicht hinter diesen aber die gewaltigen Schneeberge des Kyllene und der übrigen arkadischen Hochgebirge. Die Berge wogen auf und ab, wild durcheinander, wie sturmgepeitschte, aber mitten im ungestümsten Brausen erstarrte Wogen des Meeres. Und dann dazu der Zauber der alten Geschichte und

Sage! Wer einmal auf dem Rigi gestanden hat, der weiß es, welch ganz eigentümlichen Reiz die Telfage über die Ufer des Vierwaldstätter Sees verbreitet. Hier aber reiht sich Sage an Sage, Geschichte an Geschichte. Die nemeischen und die skironischen Berge mit den Taten des Herakles und des Theseus; Tenea und der Kithäron mit der Sage von Ödipus; die Pirene, der Helikon, der Parnaß, deren Namen uns schon wie lebendige Poesie klingen, und dann die großen Weltereignisse, durch die die Griechen dort im Meere bei Salamis ihre ruhmreichen Persersiege erkämpften, hier aber auf dem Isthmus ihre weltgeschichtliche Stellung für immer an die Römer verloren, und weiter hinauf, am Ende des Golfes die weltberühmte Bucht von Lepanto, wo am Beginn der neueren Geschichte aufs neue der Kampf zwischen dem Abendland und Morgenland so erfolgreich entschieden ward. Was will doch das dämonische Walten der Weltgeschichte, die sich in bestimmten Zeiten nur immer an bestimmte einzelne Völker bindet und diese dann, nachdem sie ihren weltgeschichtlichen Beruf erfüllt haben, unwillig fortwirft wie ausgepreßte Zitronenschalen? Dieses kleine Städtchen da unten zu unsern Füßen, das sich erst seit einigen Jahren wieder mühsam aus der Zerstörung des Türkenkrieges aufrafft, das ist daselbe einst so stolze Korinth, dessen Reichtum und Üppigkeit einst alle Städte der Welt überstrahlte; und diese beiden gewaltigen Meere, die jetzt so still und öde sind, daß man kaum hie und da eine vereinzelt Fischerbarke erblickt, und die nur alle vierzehn Tage einmal ein Dampfschiff des Österreichischen Lloyd tragen, das sind dieselben Meere, auf denen einst der Welthandel von Korinth und Sikyon herrschte.

*Argolis.* Mykene (Taf. 32—35) liegt am Abhange eines rauhen Bergkegels, der Euböa heißt. Die alte Stadt, die bei Homer die weiträumige genannt wird, hat sich an diesem amphitheatralisch hinaufgezogen; zum Teil kann man noch die Spuren der alten Mauern verfolgen. Noch innerhalb der Stadt lagen, wie Pausanias berichtet, die Grabmale des Agamemnon und der Getreuen, die mit Agamemnon von Troja zurückkamen und von Ägisthos bei einem Mahle erschlagen wurden; und ebenso das Grab der Elektra. Höher hinauf liegt die Burg, rings umfestigt von den gewaltigsten kyklopischen Mauern. Die Lage dieser Burg ist herrlich. Durch vorspringende Bergkuppen versteckt, beherrscht sie „sehend ungesehen“ die ganze argivische Ebene, Argos, mit der hochragenden Feste Larissa, Nauplia mit dem gewaltigen Palamidi (Taf. 38), die Ruinen von Tiryns, den schwungvoll gebogenen Golf mit dem blauschimmernden Spiegel des Meeres und die schroff aufsteigenden Berge Lakoniens. Noch stehen die gewaltigen Mauern der Burg, allen Stürmen der Zeit trotzend, im wesentlichen unverfehrt. Sie sind aus ungeheuren Felsblöcken zusammengetürmt, die mit großer Kunst ineinandergespaßt sind und fast das Ansehen und die Unzerstörbarkeit natürlicher Felsberge haben. Sie folgen allen Biegungen und Krümmungen des Bergrückens. Der Haupteingang ist auf der südwestlichen Seite; es ist das sogenannte Löwentor (Taf. 33). Zwei parallele, aus riesigen Felsblöcken aufgeführte Mauerarme bilden eine Torgasse, etwa 50 Fuß lang und 20 Fuß breit. Die Seitenpfeiler des

Tores neigen sich in alter Weise nach oben bedeutend zusammen; über ihnen lagert ein gewaltiger Steinbalken, 15 Fuß lang und mindestens  $4\frac{1}{2}$  Fuß hoch. Darüber ein wunderbar geheimnisvolles Relief mit zwei gewaltigen Löwenkörpern, von denen das Tor seinen heutigen Namen führt.<sup>41</sup> Innerhalb dieses Mauerverschlusses erhebt sich nun wieder auf neuer Erhöhung eine andere mächtige Mauerumschließung. Dies war der Wohnsitz des alten Königsgeschlechtes. Darf man von der Befestigung Mykenes einen Schluß ziehen auf die Befestigung von Ilion, wahrlich! da versteht man es, wie die Griechen zehn Jahre lang sich bemühten, die Burg von Ilion zu erobern und sich zuletzt ihrer nur durch List bemächtigen konnten.

Es ist ein ganz wunderbares Gefühl, mit dem wir unter den Trümmern dieses uralten Atridenstizes umherwandeln. Kein anderes Denkmal des Altertums hat auf mich diesen tiefergreifenden Eindruck gemacht, wie diese Mauern und dies Tor von Mykenä, durch das einst Perseus, Atreus und Thyestes, Agamemnon, Iphigenia, Aegisth und Klytämestra, Elektra und Orest aus und ein gingen. Jene alten sagenhaften Gestalten, die wir bisher nur im Zauberspiegel der epischen und tragischen Dichtung erblickten, werden uns hier plötzlich zu lebhaftig geschichtlicher Wahrheit. Wir sehen sie in der Not und Angst ihres wechselvollen Schicksals. Körperlich greifbar steht eine Zeit vor uns, die über alle Geschichte hinausreicht. Ernst Curtius sagt in seiner vortrefflichen Beschreibung Mykenäs: „Homers Gefänge sind es, die diesen stummen Mauern die Weihe des Ruhmes geben, und diese Mauern wiederum sind die wahrhaftigen Zeugen Homers; sie beweisen uns, daß es einen Agamemnon gegeben hat und viele Tapfere vor ihm.“

Weiter unten, außerhalb der Burg, im Bezirk der eigentlichen Stadt gelegen, ist jener großartige unterirdische Gewölbbau, den die Altertumsforscher bald als das Grab des Agamemnon, bald als das Schatzhaus des Atreus bezeichnen (Taf. 34). Ein acht Fuß breites Tor, in seiner ganzen Bauart dem Löwentore sehr ähnlich, führt in ein gewaltiges, kreisförmiges Gewölbe. Dies Gewölbe hat 49 Fuß Höhe und 48 Fuß Durchmesser und ist aus 34 übereinander geschichteten Mauerringen aufgeführt. Diese einzelnen Mauerringe, aus gewaltigen Steinschichten gebildet, verengen sich nach oben immer mehr und mehr; der oberste Ring wird zuletzt so eng, daß ihn ein einziger gewaltiger Steinblock als der Schlußstein des Ganzen ausfüllt. Man hat die Gestalt dieses Gewölbes nicht mit Unrecht mit der Gestalt eines Bienenkorbes oder eines umgestürzten Trichters verglichen. Die Kuppel ist so kühn und gewaltig, daß sie uns unwillkürlich an die Kuppel des römischen Pantheon erinnert.

Bei der herrlichsten Abendbeleuchtung ritten wir durch die schöne weite Ebene nach Argos; die hohen Burgen von Argos und Nauplia und dazwischen die unendliche Flut des Meeres immer im Angesicht. Wir kamen über die sagenberühmten

<sup>41</sup> Die Aufnahme der Meßbildanlage, Taf. 33, bringt durch Senkrechtfellen der Platte zum erstenmal die Verjüngung der Säule nach unten deutlich zum Ausdruck; der deckende Steinbalken (Türsturz) ist nach heutigen Maßen 5 m lang,  $2\frac{1}{2}$  m tief und 1 m hoch. Sein Gewicht wird von Lepsius auf 30000 kg berechnet.

Flußbetten des Charadros und Inachos. Sie waren wasserlos, obgleich wir noch zeitig im Frühjahr sind und in den letzten Wochen heftige Regengüsse hatten. Keine Ebene des wasserarmen Griechenlands ist so wasserarm wie die von dürren Kalksteinbergen umgebene Ebene von Argos. Schon von Homer wird Argos das durstige Argos genannt. „Die vielen Schluchten und Spalten schlürfen“, wie E. Curtius schön sagt, „gierig den herabströmenden Regen auf, er strömt schnell über den harten Boden hinweg, und das dürstende Land lechzt immer von neuem nach Erquickung.“ Verstehst Du jetzt die sinnige Sage von den Töchtern des Danaos, die immer und immer Wasser in das Faß schöpfen und deren Arbeit nie endet, weil das Faß einen durchlöcherten Boden hat? Und so sind unzählige Mythen lediglich aus der Natur des Landes erklärbar. Dort am westlichen Saume der Küste liegt Lerna, das den zufließenden Bergbächen keinen Abfluß bietet und daher schon in der ältesten Zeit entsetzlich versumpft war. Hier hast du das Seitenstück zum nemeischen Löwen: Die lernäische Hydra ist der lernäische Sumpf. Herakles kämpfte mit der Hydra. Schlug er ihr einen Kopf ab, so wuchsen ihr immer zwei neue, und nur mit der entsetzlichsten Mühe gelang es, auch dies Ungetüm zu bewältigen. Und so ist es auch mit dem Stall des Augias.

Argos ist ein hübscher, freundlicher Ort, soweit niedrige Lehmhütten ein freundliches Ansehen gestatten. Im Khane, in dem wir schliefen, mußten wir oben die Ziegellücken mit Tüchern und Decken verstopfen, um uns nur einigermaßen vor dem Zugwinde zu schützen. Heute früh durchstreiften wir die Stadt und deren nächste Umgebung. In der Stadt selbst sind noch einige Reste alter kyklopischer Mauern. Besonders schön aber, landschaftlich sowohl wie architektonisch, ist das Theater, dessen in drei Abteilungen gegliederte Sitzreihen am Fuße der dem Meer zugekehrten Seite der hohen Lariffa in den natürlichen Fels gehauen sind. Oben auf der Lariffa selbst, der alten mächtigen, von den Pelasgern erbauten Akropolis, sind noch gewaltige kyklopische Mauern und alte Zisternen. Lockender aber als alle Altertümer ist die unvergleichliche Landschaft; der Blick auf die mächtigen Berge von Nauplia und Lakonien, und auf die dämmernd hinschwindende Weite des unendlichen Meeres! —

Nach einem Ritt von anderthalb Stunden waren wir in Tiryns (Taf. 36. 37). Tiryns ist eine der allerältesten Städte Griechenlands, obschon nicht so alt wie die argivische Feste Lariffa. Die Sage macht sie zur Wiege des Herakles. Die Akropolis, von der allein noch Reste vorhanden sind, liegt auf einem Hügel, der schwerlich viel über dreißig Fuß hoch und nur wenige hundert Schritte von der offenen Seeküste entfernt ist. Diese unsichere Lage gebot also die höchste Kunst der Befestigung. Und wahrlich! Die Mauern von Tiryns sind in dieser Hinsicht das Großartigste in der ganzen Welt. Selbst der sonst so trockene Pausanias wird hier begeistert und ärgert sich, daß die Griechen, gewohnt, mehr das Ausländische als das Heimische zu bewundern, immer nur von dem Wunderwerke der ägyptischen Pyramiden sprächen,

da doch das Schatzhaus von Orchomenos und die Tiryntischen Mauern durchaus dieselbe Bewunderung verdienen. Schon Homer legt Tiryns das preisende Beiwort *τειχοέσσα* bei; ein Ausdruck, der nicht „mauerreich“, sondern „wohlummauert“ bedeutet. Kyklopisch nannten die späteren Griechen diese ältesten Mauern, weil sie selbst die Möglichkeit ihrer Entstehung nicht mehr begriffen und deshalb sie als das Wunderwerk eines dämonischen Riesengeschlechtes anstaunten.

*Arkadien. Messenien.* Wer Arkadien nicht bloß aus den süßlichen Erfindungen einer veralteten Schäferpoesie, sondern aus den wirklichen Tatsachen der Geschichte und Geographie kennt, der weiß zur Genüge, daß Arkadien ein ziemlich rauhes Gebirgsland ist (Taf. 44. 45). Der Temperaturunterschied gegen die umliegenden Küstenlandschaften ist sehr bedeutend. In den Hochebenen von Tripolitza und Megalopolis, von denen freilich die erste beinahe zweitausend, die zweite vierzehnhundert Fuß über dem Meere liegt, war gegen Ende April eine Kälte zum Erfarren; im Winter ist überall reichlicher Schneefall. Daher ist Arkadien, besonders mit dem durstigen Argos verglichen, sehr wasserreich. Die Vegetation ist eine fast nördliche. Im Altertum waren die Berge dicht bewaldet; wilde Tiere, besonders Wölfe und Bären hausten in diesen Wäldern, wie ja der arkadischen Artemis der Bär geweiht ist; und auch heut noch hat Arkadien wunderbar schöne uralte Eichen, Platanen und Tannen, blumenbedeckte grünende Wiesen und eine Fülle lieblich schmetternder Nachtigallen, wie deren nirgends anders so viele vorhanden sind. Als rauhes Gebirgsland galt Arkadien zwar schon im Altertum nicht für besonders fruchtbar, aber nichtsdestoweniger hegte es den Ackerbau mit der liebendsten Sorgfalt; überall sehen wir noch an den Berghalden alte Terrassen, die davon zeugen, wie emsig jedes kleinste Stück tragbaren Ackers benutzt ward. Philopömen, den man mit Recht in dieser Hinsicht den Cincinnatus der Griechen genannt hat, verband fein lebelang den Ackerbau mit den wichtigsten Staats- und Feldherrngeschäften. Jetzt aber ist Arkadien wieder vorwiegend Weideland. Man kann tagelang reiten und man sieht keinen einzigen Menschen, als hier und da einen einsamen Hirten. Eingehüllt in feinen kurzen, zottigen Schafpelz, den Kopf mit dem roten, von einem weißen Tuch turbanartig umwundenen Fes bedeckt, den langen, oben in kühner Schwingung gekrümmten Schäferstock, die sogenannte Mangura, in Händen, lebt er Tag und Nacht den größten Teil des Jahres mit seinen Hunden, Schafen und Ziegen in Wäldern und Feldern, von nichts lebend, als von selbstbereitetem Brote und Käse und dem frischen Bergquell.

Wie ganz unendlich blühender und lieblicher dagegen ist Messenien! Messenien ist unbedingt die lieblichste Landschaft Griechenlands. Sie hat am meisten südländisches Wesen. Und fast erscheint es mir für mehr als ein bloß zufälliges Spiel der Geschichte, daß gerade Aristomenes, der größte Held der großen, aber unglücklichen Messenier, unter allen griechischen Helden uns am meisten an die liederberühmte Romantik des mittelalterlichen Rittertums erinnert. Aristomenes ist der

Cid der Messenier. Der Gegensatz gegen Arkadien wird sogleich sehr fühlbar. Von Megalopolis kommend, haben wir eben die rauhen und unwegsamen Grenzgebirge der alten Kromitis überschritten, in denen die Sage den Orest, von den Eumeniden verfolgt, umherirren läßt. Da betreten wir plötzlich eine große, weite Ebene, die im Süden vom Ithome, im Osten vom Taygetos und im Nordwesten vom lykäischen Gebirge begrenzt ist. Sie ist das stenyklarische Gefilde der Alten, der nördliche Anfang Messeniens. Überall grüne üppige Getreidefelder, durch die unser Führer in ächt griechischer Rücksichtslosigkeit mitten hindurch reitet. Diese Ebene und die rings liegenden Berge waren der hauptsächlichste Schauplatz der langen, messenischen Kriege. Andania, die uralte messenische Hauptstadt, erst zu Anfang der vierziger Jahre von E. Curtius wieder entdeckt, liegt ganz in der Nähe.

Nun geht es bergauf. Wir umreiten die nördliche Seite des Ithome, des großen messenischen Berggipfels. Links das herüberragende, schneebedeckte Haupt des Taygetos. Muntere Bergbäche rieseln am Wege. Wir kommen in liebliche Gebüsche, in denen hundertjährige Eichen, blühende Mandeln, wilde Olivenbäume, Lorbeer, Myrten, Oleander und indianische Feigen sich bunt durcheinander verschlingen. Wir sind wie in eine andere Welt versetzt; die ganze südliche Fülle und Üppigkeit von Sizilien und Unteritalien umgibt uns (Taf. 41). Jetzt macht der Weg eine rasche Wendung. Wir sind an der Südseite des Ithome. Die gewaltigen Mauern des alten Messene stehen vor dem erstaunten Blicke; ein Eindruck, so überraschend großartig, daß ihn keiner vergißt, der ihn jemals erlebt hat. Eine weite, grüne Bergschlucht. Zur Linken der kahle, oben auf der Höhe tafelförmig abgeplattete Ithome, zwar nur 2500 Fuß hoch, aber, weil er steil aus der Ebene aufsteigt, von sehr gewaltigem Ansehen. Zur Rechten der Evan, niedriger als der Ithome; gegen dessen Kahlheit aber lieblich abstechend durch das saftige Grün der Bäume und Sträucher, mit denen er über und über bewaldet ist. Beide Berge stoßen unten am Fuße mit ihren Abhängen dicht aneinander. Und gerade in dieser Einsattlung liegt das gewaltige Haupttor von Messene (Taf. 42), dessen Mauern sich von hier aus bergauf und bergab über den Ithome und Evan hinziehen und die in der Mulde des Tales ausgebreitete Häusermasse der alten, weiträumigen Stadt fest umschlossen. Dieses Tor von Messene ist das schönste und mächtigste Festungswerk, das wir aus der geschichtlichen Zeit des griechischen Altertums haben. Es ist noch vortrefflich erhalten. Und wo etwa eine Lücke ist, da ist sie dem Auge kaum sichtbar. Das ganze Tor ist von dichtem Gesträuch und wuchernden Schlingpflanzen herrlich umwachsen. Es ist ein unendlicher Genuß, diesen Mauerwindungen eine Zeitlang über Tal und Höhe durch das dichteste Gestrüpp, von dem sie umwachsen sind, nachzugehen. Kommen wir etwas höher hinauf, auf den Rücken des Ithome oder des Evan, da ragt drohend das schneebedeckte Haupt des spartanischen Taygetos herüber. Gerade unter uns liegt der üppig grünende Talgrund, belebt von den Dächern von Mauromati und Kloster Burkano (Taf. 43), und in der Ferne blitzt der Wasserspiegel des Messenischen Golfs auf.

*Bassä.* Wie entzückend ist es auf deutschen Bergwanderungen, wenn wir oft ganz unerwartet mitten in stiller Waldeinsamkeit auf eine kleine versteckte Waldkapelle stoßen, oder auf ein altes, verfallenes Kloster. Die Frische und Lieblichkeit des grünen Waldes hat uns weich und träumerisch gestimmt; wir können es lebendig nachfühlen, warum hier der fromme Christ des Mittelalters andächtig sein Knie beugte, um dem allmächtigen Schöpfer für seine unendliche Güte zu danken.

Auch das griechische Altertum kannte den wunderfamen Reiz dieser weltabgeschiedenen Heiligtümer. Der Apollotempel zu Bassä bei Phigalia (Taf. 44) liegt in einer wilden Gebirgsschlucht, viertelhalbtausend Fuß über dem Meere, ganz und gar abgefondert von der bewegten Menschenwelt. Und diese einsame Wildnis ist nicht etwa erst in späterer Zeit durch die allmähliche Verödung des Landes entstanden; sie war hier vom Anbeginn. Der Name Bassä bezeichnet schon an sich nur ein Waldtal. Wenigstens konnte die alte Ortschaft, deren Reste man einige hundert Schritt vom Tempel entfernt am Abhang des Berges entdeckt hat, nur einige Häuser umfassen. Ich vergeße nie den gewaltigen Eindruck, den ich empfand, als plötzlich der schöne Tempel vor uns stand. Von Messene waren wir bergauf und bergab fast ununterbrochen die herrlichsten Waldlandschaften durchwandert. Hier am Fuße des lykäischen Gebirges ist Arkadien am schönsten. Griechenland, sonst so baumlos und wasserarm, hat hier lustig rieselnde Quellen und Bergbäche, die sich zuletzt in der klaren, rauschenden Neda vereinen; ja die oft stundenlangen Eichenwälder, die bei uns in Deutschland fast nur noch im Munde der Dichter leben, sind hier so dicht und so über und über mit wucherndem Strauchwerk umwachsen, daß es oft Mühe kostet, sich durch das undurchdringliche Dickicht hindurchzuwinden. Die Täler, die sich je zuweilen öffnen, sind wild und großartig. Sie bieten den umherschweifenden Hirten vortreffliches Weideland und würden auch gute Frucht tragen, wenn hinlängliche Arbeitskräfte vorhanden wären, sie zu bebauen. Auf der ganzen zweitägigen Reise hatten wir nur eine einzige Ortschaft berührt, Dragoi, das in der Nähe des alten Phigalia gelegen ist. Von dort nahmen wir die gerade Richtung auf Bassä. Man klimmt einen steilen Bergrücken hinan. Alle Vegetation hört auf. Der Boden wird immer nackter und felsiger; nur sehr vereinzelt steht an einer fickernden Quelle noch eine Platane. Soweit das Auge reicht, nirgends die leiseste Spur einer tätigen Menschenhand. Unversehens kommt man wieder in einen Eichenwald, der aber dürftig und kahl ist. Dann senkt sich der Weg ein wenig bergab. Und man steht in einem einsam öden Tale. Mitten aber in dieser kahlen Öde erhebt sich die heitere Säulenpracht und die blühende Schönheit des vortrefflich erhaltenen Tempels. Ringsum Totenstille. Nur ein paar alte, verwetternete Eichen strecken geisterhaft ihre laublosen Äste aus. Wer fühlt nicht das tief Ergreifende dieses kontrastvollen Eindrucks?

Dieser Tempel ist ein Tempel des Apollo Epikurios, ein Tempel des rettenden Heilgottes. Pausanias erzählt, daß die Phigalier dem Gotte dies prächtige Heiligtum

weihten, weil er sie gnädig vor jener furchtbaren Pest behütete, die im Anfange des Peloponnesischen Krieges Athen so entsetzlich verheerte und auch an einzelnen Orten des Peloponnes ihre Opfer verlangte. Es wird sich schwerlich gegen diese Erzählung des Pausanias etwas Gegründetes einwenden lassen; denn die vollendete Schönheit des Tempels bekundet unzweifelhaft, daß Pausanias recht hat, wenn er als den Erbauer desselben Iktinos bezeichnet, den attischen Baumeister des Parthenon. Einen eigenen Reiz empfängt dieser Tempel aus dem Gestein, aus dem er erbaut ist. Es ist der bläulichgraue Kalkstein der umliegenden Berge; kein Stuck hat die natürliche Farbe desselben überkleidet. So erscheint dieser Tempel im schönsten Sinne naturwüchsig, gleichsam als die höchste Spitze und die ideale Verklärung jener schöpferischen Naturbildung, die hier in der einsamen Wildnis die Berge und Felsen in kunstreichen Formen hervorrief. Nur die Decke der äußeren Säulenhallen und die Bildwerke des inneren Frieses waren von glänzendem Marmor, die einförmige Masse durch den farbigen Gegensatz heiter belebend. Schon Pausanias sagt, daß mit Ausnahme des Athenetempels zu Tegea, im ganzen Peloponnes kein schönerer Tempel sei als dieser Apollotempel zu Bassä.

Die Natur ist hier so groß und wild erhaben, daß kein Herz so verhärtet ist, daß es nicht tief im innersten Grund erbebt und erschrickt vor der Größe und Macht des Unendlichen. Vollends wenn, wie heute, der Himmel trüb und umwölkt ist und schwarze Schatten über den schweigenden Bergen lagern. Der kindliche Mensch fällt gerührt nieder und sehnt sich, zu Gott zu beten und ihm zu opfern. — Und siehe! er geht hin und baut seinem Gott einen Tempel. Und wenn dieser Tempel vollendet ist, wie tröstend und heiter beruhigend wirkt dessen milde und erhabene Schönheit! Die Säulen dort, die rastlos aufstreben und im Gegendruck des schützenden Daches doch so befriedigt und maßvoll in sich selber zurückkehren, wie bringen sie Ruhe und Klarheit in die arme klagende Seele des Menschen. Der Mensch gewinnt wieder Vertrauen zu sich selber. Er fühlt es, daß kein Leid so groß ist, das nicht die Götter zu heilen vermöchten, die ewig hilfreichen, die gnädig beschützenden.

## SPARTA

VON EDUARD ENGEL<sup>42</sup>

Müde in allen Knochen gelange ich nach Trypi (Taf. 47), am Ausgang der Langadachlucht. Hier eröffnet sich der erste freie Blick auf die lakonische Ebene. Das Silberband des Eurotas (Taf. 48) wird sichtbar, und dort im Osten auftürmt sich als Grenze des heutigen — nicht des alten — Lakonierlandes der dunkle Zug des Parnongebirges. Trypi ist wie eine Alpenfommerfrische Spartas. Einst wahrscheinlich

<sup>42</sup> Abdruck aus: Eduard Engel, Griechische Frühlingstage, Jena 1887, S. 232 ff. Ed. Engel, geboren 1851, lebt als Schriftsteller und Beamter in Berlin. Vgl. vorne S. 22.

eine Grenzfeste, ist es heute ein alpines Gartendorf mit reichlichem Schatten und fließenden Quellen. — Nein, keine Bank, keinen Stuhl will ich. Zu müde und zer-schlagen, um zu sitzen, lege ich mich mitten in die Blumen der Alpenwiese, und um mich weidet mein Pferd, weidet mehr als ein Halbdutzend gefattelter Maultiere und Esel, die noch heute durch die Langada klettern sollen. Es weht hier oben, im Schatten der überhängenden Felswände, ein kühler, fast zu kühler Wind, und die Chaniwirtin, die doch bisher noch kein Lepton von mir erhalten, deckt mich mit einem großen Wollteppich zu, wie eine sorgfame Mutter ihr Kind. Nicht einmal Gerste liefert sie dem Pferd, denn das weidet ja auf der Herrgottswiese. In Trypi herrscht weder „Weinzwang“ noch sonst irgendein Zwang. Das Aufstehen wird einem nach solcher Ruhe sauer. Das Reiten noch saurer.

So gehe ich denn den zweistündigen sanfteren Weg nach Sparta zu Fuß hinab, vorbei an dem mittelalterlichen, fränkischen Misirá (Taf. 49—52), welches reichlich 1000 Fuß höher als Sparta an der Taygetoswand klebt. Die Sonne ist hinter den Schneegipfeln verschwunden; Schatten fallen von den Bergen auf die spartanische Ebene. Nur die eisigen Zinnen des „Fünffingerberges“, wie das lakonische Volk den Taygetos (Taf. 46) nennt, leuchten im rosigen Widerschein der sinkenden Sonne. Man hat in früher Jugend über Sparta immer nur Dinge gehört, die einem Land und Menschen als düster, wild, grausam erscheinen lassen. „Lakonische Ebene“, freilich, — aber ein Volk, welches seine schlechtgeratenen Kinder in den Schluchten des Taygetos aussetzte, das denkt man sich unwillkürlich als ein Volk von Bergjägern; Sparta selbst als eine Bergstadt. Ginge es nach den neueren Modegeschichtschreibern und Völkerforschern, die mit rückwärts gewendeter Propheterei alles und jedes aus dem „Milieu“, aus Bodenbeschaffenheit und Umgebung erklären, — d. h. nachdem sie die Resultate, zu denen sie gelangen wollen, vorher als geschichtliche Tatsachen erlernt haben, — ginge es nach jenen Neunmalweisen, so läge gar kein Grund vor, warum die alten Spartiaten solch ein tapferes, genügfames, eisenhartes Volk geworden. Denn das „Milieu“ der Spartiaten ist kaum ein anderes als das der schwächlichen Messenier; die lakonische Ebene steht an Fruchtbarkeit nicht hinter der messenischen zurück, übertrifft sie aber an Ausdehnung. Kein Mensch dürfte sich wundern, wären die Lakedämonier ein weiches Ackerbau- oder selbst ein Handelsvolk geworden. Ein immer wasserreicher Strom, der berühmte Eurotas, durchfließt ihr Land in ganzer Länge, und auch an einem guten Hafen, Gythion, fehlt es ihnen nicht. Aber es ist solch ein unschuldig Vergnügen und sieht oben-drein wie tiefe Wissenschaft aus: von einem Volke zu beweisen, warum es so und nicht anders werden konnte, wenn man einmal weiß, wie es denn in Wirklichkeit gewesen ist.

Sparta, das alte wie das neue, ist eine Gartenstadt, umgeben von allen Segnungen des Bodens und eines milden Klimas.

EPIDAUROS  
VON THEODOR BIRT<sup>43</sup>

Wie hübsch der Aufbruch (von Nauplia) um sechs Uhr in der Frühe! Acht oder zehn Wagen bevölkern sich und beginnen hintereinander herzurollen. Auch beim Kutscher oben sitzen junge Doktoren mit verwegenen Reifshüten. Die aufsteigende Chauffee ist wie ein Faden, an dem die Wagen sich aufreihen und langsam weiterrutschen, wie die Perlen am Rosenkranz des Orientalen. Wie beglückend die Morgenstimmung! Wie strahlt von unten das Meer herauf! Landleute in langen Zügen, zu Fuß oder auf Tieren, tragen ein Zicklein im Arm mit sich oder auch in bunten Tragbeuteln ein Bukett von Lämmern. Die Lämmer sollen in ein paar Tagen, wenn Ostern ist, verspeist werden. Aber die Tiere leiden; ihre Köpfe hängen wie geknickte Blumen aus den Säcken. „Aber so süß!“ sagte eine Frauenstimme.

Erst um elf Uhr sind wir in Alt-Epidauros. Die Gegend hat sich indes nicht verschönt. Denn der Mensch fehlt hier und die Menschenpflege. Auch kein Seeblick! Von monotonen Bergen eingeschlossen liegt hier das Ruinenfeld, die sonnen-erhitzte Hochebene des Heilgottes Asklepios. Denn dies war der Hauptkurort des Altertums, des Gottes Asklepios berühmteste und gefuchteste Kultstätte, und zahllose Kranke pilgerten zu ihm hierher. Tempel und Altar, gedeckte Promenaden, Turnhalle, Rennbahn, Theater und Tholos, alles diente dem Gott, seiner nützlichen Priesterschaft und den Patienten. Die Führung und Erläuterung, die das deutsche Institut der Jugend gewährte, war meisterhaft, insonderheit im großen Theater (Taf. 56. 57), von dem man sich schwer losreißt. Das Theater von Taormina hat wohl die berauschendste Lage, das von Athen ist das erinnerungsreichste, das von Epidaurus ist das deutlichste für den, der den alten Theaterbau verstehen lernen will. Aber ob wir ihn verstehen oder nicht, das ästhetische Moment wiegt vor, und uns überwältigt vor allem die kühne Schönheit seiner Struktur und dieser scharf gemessenen Kreise, die fünfzig-, sechzigfach übereinander ins harte Gebirge geschlagen sind: der großmächtigste und reizendste Trichter, den ich sah. Ein Trichter hat überhaupt Talent zum Schönen, wie ein gewendeter Kegel: ich meine fürs Auge dessen, der im Trichter sitzt. Und nun in diesen Verhältnissen! Der weit ausgespannte Zuschauerraum zerfällt in Keile, in „cunei“, und wundervoll ist die Wirkung der Gleichmäßigkeit, wie diese Cunei in die Orchestratiefe konzentrisch zusammenstürzen. Aber auch ein flach und eben ausgeglätteter Kreis im Gebirgschoß hat seine eigne Schönheit. So ruht in der Mitte des großen Ganzen der Orchestrakrais, wie ein winziger Edelstein in einer Riesenfassung. Und auf dieser Orchestra wurde nun Theater gespielt; der Edelstein trug ein Bild, so wie eine Gemme ein Bild trägt. Es wurde gespielt: wie aber? und wo? und gab es schon eine Bühne? Das wissen die Götter und die Gelehrten. Und was wurde gespielt? Ja, was? Hierauf gibt schon

<sup>43</sup> Vollständiger Abdruck aus: Th. Birt, Griechische Erinnerungen eines Reisenden, S. 154 ff. Vgl. S. 50, Anm. 39.

der Ort selbst die Antwort: Orest und Elektra! Der Fluch der Atriden! Die Geschichte Mykenäs! Wenn nicht Aeschylus, so muß doch Euripides hier in Epidaurus wirklich agiert worden sein. Epidaurus lag von Mykenä so nah; und Euripides selbst kannte nachweislich Mykenä! Wie mußte da alles an Unmittelbarkeit gewinnen! „Ha! götterverhaßtes Haus! das von unzähliger Schuld Zeuge, von Strick, von Wechself mord, von Mannes Opferbecken, o Boden blutbespritzt!“

## OLYMPIA

VON GERHART HAUPTMANN<sup>44</sup>

Wir sind in Olympia (Taf. 53–55). Auf diesem verlassenem Festplatz ist kaum etwas anderes, als das sanfte und weiche Rauschen der Aleppokiefer vernehmlich, die den niedrigen Kronoshügel bedeckt und hie und da in den Ruinen des alten Tempelbezirks ihre niedrigen Wipfel ausbreitet. Dieses freundliche Tal des Alpheios ist dermaßen unscheinbar, daß man, den ungeheuren Klang seines Ruhmes im Herzen, bei seinem Anblick in eigentümlicher Weise ergriffen ist. Aber es ist auch von einer bestrickenden Lieblichkeit. Es ist ein Versteck, durch einen niedrigen Höhenzug jenseits des Flusses — und diesseits durch niedrige Berge getrennt von der Welt. Und jemand, der sich von dieser Welt ohne Haß zu verschließen gedächte, könnte nirgends geborgener sein. Ein kleines, idyllisches Tal für Hirten — eine schlichte, beschränkte Wirklichkeit! — mit einem versandeten Flußlauf, Kiefern und kärglichem Weideland, und doch: es mag hier gewesen sein, es weigert nichts in dem Pilger, für wahr hinzunehmen, daß hier der Kronide, der Ägiserschütterer Zeus, mit Kronos um die Herrschaft der Welt gerungen hat. — Das ist das Wunderbare und Seltfame.

Die Abhänge jenseits des Alpheios färben sich braun. Die Sonne eines warmen und reinen Frühlingstages dringt nicht mehr mit ihren Strahlen bis an die Ruinen zu mir. Zwei Elstern fliegen von Baum zu Baum, von Säulentrommel zu Säulentrommel. Sie gebärden sich hier wie in einem unbestrittenen Bereich. Ein Kuckuck ruft fortwährend aus den Wipfeln des Kronoshügels herab. — Ich werde diesen olympischen Kuckuck vom zwölften April des Jahres Neunzehnhundertsieben nicht vergessen. Die Dunkelheit und die Kühle bricht herein. Noch immer ist das Rauschen des sanften Windes in den Wipfeln die leise und tiefe Musik der Stille. Es ist ein ewiges, flüsterndes Aufatmen, traumhaftes Aufrauschen, gleichsam Aufwachen, von etwas, das zugleich in einem schweren, unerwecklichen Schlaf gebunden ist. Das Leben von einst scheint ins Innere dieses Schlafes gesunken. Wer nie diesen Boden betreten hat, dem ist es schwer begreiflich zu machen, bis zu wel-

<sup>44</sup> Abdruck aus: Gerhart Hauptmann, Griechischer Frühling, Verlag S. Fischer, Berlin 1908, S. 70 ff. — G. Hauptmann, geboren 1862, lebt in Berlin; er bereifte Teile Griechenlands im Jahre 1907. Vgl. vorne S. 22.

chem Grade Raufchen und Raufchen verschieden ist. Es ist ganz dunkel geworden. Ich unterliege mehr und mehr wieder inneren Eindrücken gespenstischer Wettspiele. Es ist mir, als fielen da und dorthier Schreie von Läufern und Ringern aus der nächtlichen Luft. Ich empfinde Getümmel und wilde Bewegungen; und diese haftig fliehenden Dinge begleiten mich wie irgendein Rhythmus, eine Melodie, dergleichen sich manchmal einnistet und nicht zu tilgen ist. Plötzlich wird, von irgendeinem Hirtenjungen gespielt, der kunstlose Klang einer Rohrflöte laut: er begleitet mich auf dem Heimwege.

Der Morgen duftet nach frischen Saaten und allerlei Feldblumen. Sperlinge lärmen um unsere Herberge. Ich stehe auf dem Vorplatz des hübschen, lustigen Hauses und überblicke von hier aus das enge, freundliche Tal, das die olympischen Trümmer birgt. Hähne krähen in den Höfen verschiedener kleiner Anwesen in der Nähe, von denen jedoch hier nur eines, ein Hüttchen, am Fuße des Kronoshügels, sichtbar ist. Man müßte ein Tälchen von ähnlichem Reiz, ähnlicher Intimität vielleicht in Thüringen suchen. Wenn man es aber so eng, so niedlich und voller idyllischer Anmut gefunden hätte, so würde man doch nicht, wie hier, so tiefe und göttliche Atemzüge tun. Mich durchdringt eine staunende Heiterkeit. Der harzige Kiefernadelduft, die heimisch-ländliche Morgenmusik beleben mich. Wie so ganz nah und natürlich berührt nun auf einmal das Griechentum, das durchaus nicht nur im Sinne Homers oder gar im Sinne der Tragiker zu begreifen ist. Viel näher in diesem Augenblick ist mir die Seele des Aristophanes, dessen „Frösche“ ich von den Alpheiosümpfen herüber quaken höre. So laut und energisch quakt der griechische Frosch — ich konnte das während der gestrigen Fahrt wiederholt bemerken! —, daß er literarisch durchaus nicht zu übersehen, noch weniger zu überhören war. Überall schlängeln sich schmale Pfade über die Hügel und zwischen den Hügeln hindurch. Sie sind wie Bänder durch einen Flußlauf gelegt, der zum Alpheios fließt. Kleine Karawanen, Trupps von Eseln und Mauleseln tauchen auf und verschwinden wieder. Man hört ihre Glöckchen, bevor man die Tiere sieht und nachdem sie den Gesichtskreis verlassen haben. Am Himmel zeigen sich streifige Windwolken. In der braunen Niederung des Alpheios weiden Schafherden. Man wird an ein großartiges Idyll zu denken haben, das in diesem Tälchen geblüht hat. Es lebte hier eine Priestergemeinschaft nahe den Göttern; aber diese, Götter und Halbgötter, waren die eigentlichen Bewohner des Ortes. Wie wurde doch gerade dieses anspruchslose Stückchen Natur so von ihnen begnadet, daß es gleich einem entfernten Fixstern — einer vor tausend Jahren erloschenen Sonne gleich — noch mit feinem vollen, ruhmstrahlenden Lichte in uns ist? Diese bescheidenen Wiesen und Anhöhen lockten ein Gedränge von Göttern an, dazu Scharen glanzbegieriger Menschen, die von hier einen Platz unter den Sternen suchten. Nicht alle fanden ihn, aber es lag doch in der Macht des olympischen Zweiges, von einem schlichten Ölbaum dieser Flur gebrochen, Auserwählten Unsterblichkeit zu gewähren.

Nach de  
Geletz u  
Inchrift p  
Rede des I  
den Schla  
sendern das  
Löwe wied  
Anfang an  
Stücke ause  
Dadurch wi  
vielleicht zu  
immen De  
teil und ed  
sch noch im  
niedergekau  
räumen un  
erlebend.  
preiß jedoch  
Klage höre.  
Der sterb  
es nur allzu  
habe ein Re  
weißen Stolz  
Tatkraft auf  
Gefähr gege  
unter diesen  
keine Schl  
Stelle wich  
des Wortes.  
steht unver  
Delphi.  
Ort und Stell  
Tal von Del  
" Abstrak  
" Du Denk  
Wahrheitsgült.

## CHÄRONEIA UND DELPHI

VON HERMANN HETTNER<sup>45</sup>

Nach der unglücklichen Schlacht von Chäronea brachten die Athener ihre Toten nach Athen und bestatteten sie, wie es seit dem zweiten Perferkriege bei ihnen Gesetz und Brauch war, in der Gräberstraße des äußeren Keramikus. Eine einfache Inschrift pries die Tapferkeit der Gefallenen. Wir kennen diese Inschrift aus der Rede des Demosthenes über die Krone. Die Thebaner aber begruben die Toten auf dem Schlachtfelde selbst. Und nicht eine Inschrift stellten sie auf das Grabmal, sondern das Kolossalbild eines sterbenden Löwen (Taf. 75)<sup>46</sup>. Im Jahre 1818 ist dieser Löwe wieder aufgefunden. Das Erdreich hatte sich unter seiner Last gesenkt; vom Anfang an schon aus mehreren Teilen zusammengesetzt, ist er in neun verschiedene Stücke auseinander geborsten. Der Leib ist innen hohl; nicht aber auch der Kopf. Dadurch widerlegt sich von selbst die Vermutung Göttlings, als habe dieser Löwe vielleicht zugleich als Brunnenleitung gedient. Wie erschütternd ist die Sprache dieses stummen Denksteins! — Die Formen dieses gewaltigen Leibes sind so kräftig und stolz und edel; man sieht, der Löwe, wenn er nicht siegen kann, ist ein Held auch noch in seinem Untergange. Vom Kampf bis zum Tod ermattet, hat er sich niedergekauert, den Schweif tief eingezogen; aber noch rafft er die letzte Kraft zusammen und stellt sich trotzig auf die Vordertatzen. Vergebens! das Auge bricht ersterbend. Die Mundwinkel öffnen sich zu lautem Schmerzschrei; der Löwe preßt jedoch die Lippen fest zusammen; er will nicht, daß man von ihm eine Klage höre.

Der sterbende Löwe! Es ist ein stolzes Sinnbild; und neuere Bildhauer haben es nur allzuoft bei recht unpassender Gelegenheit nachgebildet. Griechenland aber hatte ein Recht dazu, sich die Trauer über den Fall seiner Freiheit durch selbstbewußten Stolz zu mildern. Hier bei Chäronea flammte noch einmal die alte politische Tatkraft auf; alle inneren Feindseligkeiten verstummten der von außen drohenden Gefahr gegenüber. Mehr als tausend Athener fielen; fast ebensoviele Thebaner, und unter diesen Thebanern war die heilige Schar jener dreihundert Jünglinge, die noch keine Schlacht besiegt hatte und die auch hier, ihrem Eide getreu, nicht von der Stelle wich. Dieser Untergang Griechenlands ist eine Tragödie im höchsten Sinne des Wortes. Der Held geht unter; aber das Große und Schöne, was in ihm lag, bleibt unverloren und keimt zu neuer Lebenskraft.

*Delphi.* Man sieht Delphi (Taf. 64–69) nicht früher, als bis man unmittelbar an Ort und Stelle ist. Wahrlich, dieser erste Blick auf dies umschlossene, heilige, friedvolle Tal von Delphi muß im Altertum von einer wahrhaft dämonischen Macht gewesen

<sup>45</sup> Abdruck aus: H. Hettner, Griechische Reiseskizzen. Vgl. S. 46, Anm. 38.

<sup>46</sup> Das Denkmal wurde in seiner jetzigen Gestalt in den Jahren 1902/3 von dem griechischen Archäologen Soteriades wiederhergestellt.

sein! So gewaltig und unerwartet ist er! Sogar jetzt noch, da doch die alte Pracht und die religiöse Weihe des Ortes für immer entschwunden sind, ist er noch tief ergreifend. Denke Dir ein enges Felstal, das in seiner Ferne auffallend an das Halbrund eines alten Theaters erinnert. Die Rundung wird gebildet durch eine sanft eingeschweifte Berglehne des Parnaß. Sie ist die Nordseite des Tals. Auf der Ostseite springen schroff zwei riesige Felswände, die sogenannten Phädiaden, vor, und auch die Westseite ist durch einen vorspringenden Felsrücken geschlossen, der zwar niedriger ist als die östlichen Felsen, aber dessen Wirkung verstärkt wird durch die herüberragenden Gipfel der lokrischen und ätolischen Berge. Und auf der Südseite schließt den Halbkreis geradlinig der Zug der Kirphis, an deren Fuß sich der Pleistos durch eine tiefe Schlucht hindurchwindet. Zur Zeit der alten Pracht und Herrlichkeit erhoben sich nun auf der oberen Hälfte des Kreises die Häuser und die heiter strahlenden Tempel stufenweis übereinander wie die Sitzreihen eines Theaters, teils auf natürlichen, teils auf künstlichen Terrassen, von denen einige noch heute zu sehen sind. Auf einer der letzten Stufenreihen lag das alte gottgeheilte Orakel, das der Stadt Dasein und Ruhm gab, überdeckt von dem kunstreichen Gotteshaus des Apollo, das rings die grünen Bäume des Tempelhaines und hochragende Bildsäulen umgeben.

Der Menschen Werk, war es auch noch so herrlich und kunstreich, ist zertrümmert und zerfallen. Aber die landschaftliche Natur ist in allen Stürmen unverändert dieselbe geblieben. Noch sind oben auf der höchsten Spitze des delphischen Berges die in den natürlichen Fels gehauenen Sitzstufen der Rennbahn (Taf. 68), und nicht weit von ihr entfernt, dicht unter schroffer Felswand, sprudelt nach wie vor jene hellperlende Quelle, die der ortskundige Ulrichs als den alten Stadtbrunnen der Delphier, als die Delphusa sicher erkannt hat. Noch sehen wir etwa hundert Schritt unter dieser eine andere Quelle, die Kassotis, deren heiliger „immerströmender Born den pythischen Lorbeer tränkte und das heilige Myrtengebüsch des ewigen Götterhaines.“ Und noch sehen wir auch die liedergepriesene Quelle der Kastalia (Taf. 67), in deren silberklarem Weihwasser sich die Priester des Gottes und alle, die von dem Gotte Rat oder Sühnung verlangten, sich baden und reinigen mußten. Und dicht über dieser Kastalischen Quelle erheben sich steil die nackten, neunhundert Fuß hohen Felswände der Phädiaden, von denen man in den älteren Zeiten alle Frevler herabstürzte, die schwere Verbrechen am delphischen Heiligtum verübt hatten. Eine tief eingegrabene Schlucht, durch die ein Gießbach herabfällt, trennt sie so malerisch kühn in zwei gefonderte Massen, daß sie zumeist der Grund waren, warum die römischen Dichter den vielgipfligen Parnaß fast nur als den biceps Parnassus, d. h. als den zweigipfligen, zu bezeichnen pflegten. Sage man aber, was man wolle, der Eindruck solcher altherwürdiger geheiligter Stätten hat etwas tief Magisches in sich. Diese klare Flut der Kastalia, die Steinstufen, die in sie hinabführen, die kleinen Nischen dort an den Felswänden, zur Aufnahme frommer

Weiebilder bestimmt, beschäftigen die Phantafie unaufhörlich und reizen fie, die große Vergangenheit aus dem Schutt und Trümmer, unter dem fie begraben liegt, wieder wachzurufen.

## RITT DURCH PHOKIS. DAS KLOSTER DES HEILIGEN LUKAS

VON HUGO VON HOFMANNSTHAL<sup>47</sup>

Wir waren an diefem Tag neun oder zehn Stunden geritten. Als die Sonne fehr hoch fand, hatten wir gelagert vor einem kleinen Khan, bei dem eine reine Quelle war und eine fchöne große Platane. Später hatten wir noch einmal mit den Maultieren aus einem Faden fließenden Waffers getrunken, flach auf dem Boden liegend. Unfer Weg war zuerft an einem Abhang des Parnaß eingefchnitten, dann in einem urzeitigen, verfteinten Flußbett, dann in einer Einfenkung zwifchen zwei kegelförmigen Bergen; dann lief er über eine fruchtbare Hochebene hin inmitten grüner Kornfelder. Manche Strecken waren öde mit der Öde von Jahrtaufenden und nichts als einer rafchelnden Eidechfe überm Weg und einem kreifenden Sperber hoch oben in der Luft; manche waren belebt von dem Leben der Herden. Dann kamen die wolfsähnlichen Hunde, bellend und die Zähne weifend, bis nahe an die Maultiere, und man mußte fie mit Steinen zurückjagen. Schafe, fchwer in der Wolle, fanden zufammengedrängt im Schatten eines Felsblockes, und ihr erhitztes Atmen fchüttelte fie. Zwei fchwarze Böcke ftießen einander mit den Hörnern. Ein junger hübfcher Hirt trug ein kleines Lamm auf dem Nacken. Wieder kamen ganz einfame Strecken. Auf einer flachen, feinichten Landfchaft verharrte regungslos der Schatten einer Wolke. In einer fonderbar geformten Mulde, wo Taufende von einzelnen großen Steinen lagen und dazwifchen Taufende von kleinen, ftark duftenden Sträuchern wuchfen, zog fich eine große Schildkröte über den Weg. Dann, gegen Abend, zeigte fich in der Ferne ein Dorf, aber wir ließen es zur Seite. An unfere Weg war eine Zifterne, in die tief unten der Quell eingefangen war. Neben dem Brunnen fanden zwei Zypreffen. Frauen zogen das klare Waffer empor und gaben unfere Tieren zu trinken. An dem Abendhimmel fegelten kleine Wolken hin, zu zweien und dreien. Geläute von Herden kam aus der Nähe und Ferne. Von diefem Brunnen an bekam die Gegend etwas Weiches und zart Geheimnisvolles. Die Maultiere gingen lebhafter und fogen die Luft, die aus dem Tal entgegenkam. Ein Geruch von Akazien, von Erdbeeren und von Thymian fchwebte über den Weg. Man fühlte, wie die bläulichen Berge fich fchloffen und wie diefes Tal das Ende des ganzen Weges war. Wir ritten lange zwifchen zwei Hecken von wilden Rofen. Ein kleiner Vogel flog vor uns hin, nicht größer als das Fleckchen Schatten unter einer diefer

<sup>47</sup> Vollständiger Abdruck aus: *Infel-Almanach* auf das Jahr 1912, Leipzig 1912, S. 94 ff. — Hugo von Hofmannsthal, geboren 1874, lebt in Wien; er bereifte Teile Griechenlands im Jahre 1908. Vgl. vorne S. 22.

blühenden Rosen. Die Hecke zur Linken, wo die Talseite war, hörte auf, und man schaute hinab und hinüber wie von einem Altan. Bis hinunter an die Sohle des kleinen, bogenförmig gekrümmten Tales und an den gegenüberliegenden Hang bis zur Mitte der Berge standen Fruchtbäume in Gruppen, mit dunklen Zypressen vermischt. Zwischen den Bäumen waren blühende Hecken. Dazwischen bewegten sich Herden, und in den Bäumen fangen Vögel. Unterhalb unseres Weges liefen andere Wege. Man sah, daß sie zur Luft angelegt waren, nicht für Wanderer oder Hirten. Sie liefen in sanften Windungen immer gleich hoch über dem Tal. In der Mitte des Abhangs stand eine einzelne Pinie, ein einsamer, königlicher Baum. Sie war der einzige wirklich große Baum in dem ganzen Tal. Sie mochte uralte sein, aber die Anmut, mit der sie emporstieg und ihre drei Wipfel in einer leichten Biegung dem Himmel entgegenhielt, hatte etwas von ewiger Jugend. Nun faßten niedrige Mauern den Weg links und rechts ein. Dahinter waren Fruchtgärten. Eine schwarze Ziege stand an einem alten Ölbaum mit aufgestemmtten Vorderbeinen, als ob sie hinaufklettern wollte. Ein alter Mann, mit einem Gartenmesser in der Hand, watete bis an die Brust in blühenden Heckenrosen. Das Kloster mußte ganz nahe sein, auf hundert Schritte oder noch weniger, und man wunderte sich, es nicht zu sehen. In der Mauer zur Linken war eine kleine offene Tür; in der Tür lehnte ein Mönch. Das schwarze lange Gewand, die schwarze hohe Kopfbedeckung, das lässige Dastehen mit dem Blick auf die Ankommenden, in dieser paradiesischen Einsamkeit, das alles hatte etwas vom Magier an sich. Er war jung, hatte einen langen, rötlichblonden Bart, von einem Schnitt, der an byzantinische Bildnisse erinnerte, eine Adlernase, ein unruhiges, fast zudringliches blaues Auge. Er begrüßte uns mit einer Neigung und einem Ausbreiten beider Arme, darin etwas Gewolltes war. Wir saßen ab, und er ging uns voran. Durch einen ganz kleinen, von Mauern umschlossenen Garten traten wir in ein Zimmer, in dem er uns allein ließ. Das Zimmer hatte die nötigsten Möbel. Unter einem byzantinischen Muttergottesbild brannte ein ewiges Licht. Gegenüber der Eingangstür war eine offene Tür auf einen Balkon. Wir traten hinaus und sahen, daß wir mitten im Kloster waren. Das Kloster (Taf. 70. 71) war in den Berg hineingebaut. Unser Zimmer, das vom Garten aus zu ebener Erde war, lag hier zwei Stock hoch im Klosterhof. Die alte Kirche, mit dem Glanz des Abends auf ihren tausendjährigen, rötlichen Mauern und Kuppeln, schloß eine Seite ab; die drei andern waren von solchen Häusern gebildet, wie wir in einem standen, mit solchen kleinen hölzernen Balkonen, wie wir auf einem lehnten. Es waren unregelmäßige Häuser von verschiedenen Farben, und die kleinen Balkone waren hellblau oder gelblich oder blaßgrün. Aus dem Haus, das die Ecke bildete, lief zur Kirche hinüber wie eine Zugbrücke eine Art Loggia. Manches schien unmeßbar alt, manches nicht eben älter als ein Menschenalter. Alles atmete Frieden und eine von Duft durchfüßte Freudigkeit. Unten rauschte ein Brunnen. Auf einer Bank saßen zwei ältere Mönche mit ebenholzschwarzen Bärten. Ein anderer von unbestimmbarem Alter

lehnte jenen gegenüber auf einem Balkon des ersten Stockwerks, den Kopf auf die Hand gestützt. Kleine Wolken segelten am Himmel hin. Die beiden waren aufgestanden und gingen in die Kirche. Zwei andere kamen eine Treppe herab. Auch sie hatten das lange schwarze Gewand, aber die schwarze Mütze auf ihrem Kopf war nicht so hoch, und ihre Gesichter waren bartlos. In ihrem Gang war der gleiche undefinierbare Rhythmus: gleich weit von Hast und von Langsamkeit. Sie verschwanden gleichzeitig in der Kirchentür, wie ein Segel, das hinter einem Felsen verschwindet, wie ein großes unbelauschtes Tier, das durch den Wald schreitet, hinter Bäumen unsichtbar wird, nicht wie Menschen, die in ein Haus treten. In der Kirche fingen halblaute Stimmen an Psalmen zu singen, nach einer uralten Melodik. Die Stimmen hoben und senkten sich, es war etwas Endloses, gleich weit von Klage und von Lust, etwas Feierliches, das von Ewigkeit her und weit in die Ewigkeit so forttönen mochte. Über dem Hof aus einem offenen Fenster sang jemand die Melodie nach, von Absatz zu Absatz: eine Frauenstimme. Dies war so seltsam, es schien wie eine Einbildung. Aber es setzte wieder ein, und es war eine weibliche Stimme. Und doch wieder nicht. Das Echohafte, der völlig getreue jenem feierlichen kaum noch menschliche Klang, das Willenlose, fast Bewußtlose schien nicht aus der Brust einer Frau zu kommen. Es schien, als fänge dort das Geheimnis selber, ein Wesenloses. Nun schwieg es. Aus der Kirche drang mit den dunklen, weichen tremolierenden Männerstimmen ein gemischter Duft von Wachs, Honig und Weihrauch, der wie der Geruch dieses Gefanges war. Nun fing die frauenhafte Stimme wieder an, absatzweise nachzusingen. Aber andere ähnliche Stimmen aus dem gleichen offenen Fenster, nicht weit von meinem Balkon, fielen ein, halblaut und nicht ernsthaft, es wurde ein Scherz daraus, die schöne Stimme brach ab, und nun wußte ich, daß es Knaben waren. Zugleich kamen ihre Köpfe ans Fenster. Einer war darunter, sanft und schön wie ein Mädchen, und das blonde Haar fiel ihm über die Schultern bis an den Gürtel. Andere von den Klosterknaben standen unten im Hof und sprachen hinauf: „Der Bruder!“ riefen sie, „der Bruder! Der Hirt! Der Hirt!“

Später kam ich dazu, wie die Brüder voneinander Abschied nahmen. Der junge Hirt stand im Licht der untergehenden Sonne, dunkel, schlank und kriegerisch; hinter ihm die Herde und die Hunde. Er hielt in der starken dunklen Hand die kleine Hand des Knaben mit den langen Haaren. Ein Mönch im schwarzen Talar, aber ein noch junger, bartlos, ein Novize, ein zwanzigjähriger Schöner mit einem Lächeln, das um den jungen Mund und die glatten Wangen gedankenlos und eitel, aber in der Nähe der schönen dunklen Augen ergebungsvoll und wissend war, trat ins halb offene Tor. Er rief den Knaben nicht an, er winkte nur. Die Gebärde seiner erhobenen Hand war ohne Ungeduld. Er war nicht der Befehlende, es war der Übermittler des Befehls, der Bote. Auf einen kleinen Altan über dem Torweg trat ein älterer Mönch heraus, er stützte den Ellenbogen aufs Geländer, den Kopf auf die

Hand, und sah gelassen zu, wie der Befehl überbracht und wie er befolgt wurde. Der Novize neigte sich für ihn kaum merklich oder lächelte auch nur um ein kleines ergebener und glänzender. Der schöne Knabe ließ die Hand des Bruders los und lief zu dem Novizen hin. Der Hirt wandte sich und ging sogleich mit großen, ruhigen Schritten landein, bergab. Die Herde, als wäre sie ein Teil von ihm, war schon in Bewegung, flutete schon die Straße hinab, eingengt von den Hunden. In der Kirche sangen sie stärker. Zum Dienst dieser abendlichen Stunde lagen alle in den dämmernden Kapellen auf den Knien oder ausgestreckt auf dem Steinboden, oder in tiefer Verfunkenheit stehend an dem hohen Pult lag ihr Antlitz über gekreuzten Armen auf dem heiligen Buch. In der erhabenen Gelassenheit ihres Gefanges zitterte eine nach alten Regeln gebändigte Inbrunst. Die ewigen Lichter schwangen leise in der von Weihrauch und Honig beschwerten Luft. Es vollzog sich, was sich seit einem Jahrtausend Abend für Abend an der gleichen Stätte zur gleichen Stunde vollzieht. Welches stürzende Wasser ist so ehrwürdig, daß es seit zehnmal hundert Jahren den gleichen Weg rauschte? Welcher uralte Ölbaum murmelt seit zehnmal hundert Jahren mit gleicher Krone im Winde? Nichts ist hier zu nennen als das ewige Meer drunten in den Buchten und die ewigen Gipfelkronen des schneeleuchtenden Parnaß unter den ewigen Sternen.

Die Sterne entzündeten sich über den dunkelnden Wänden des Tales. Der Abendstern war von einem seltenen Glanz; war irgendwo ein Wasser, nur ein Quell und Tümpel vielleicht zwischen zwei Feigenbäumen, so mußte dort ein Streifen von feinem Licht liegen wie vom Mond. Nun entbrannten unter ihm, am nahen irdisch schweren Horizont, in der Menschenphäre andere starke Sterne, da und dort: das waren die Hirtenfeuer, höher und tiefer an den Hängen der dunklen Berge, die das bogenförmige Tal umschlossen. Bei jeder Flamme lag ein einsamer Mann mit seinen Tieren. Im weiten Bogen um das Kloster, in dem die ewigen Lichter brannten, war der Reichtum des Klosters gelagert. Die Hunde schlugen an, und die Hunde antworteten ihnen. Der Feuer waren mehr als dreißig, die Berghänge lebten von Schlafenden. Hie und da blökte ein Lamm aus unterbrochenem Schlummer. Die Käuzchen riefen, die Zikaden waren laut, und doch herrschte die stille ewige Nacht.

Wo der Abendstern stand, dort glänzte unsichtbar hinter dunklen Bergen der Parnaß. Dort, in der Flanke des Berges, lag Delphi. Wo die heilige Stadt war, unter dem Tempel des Gottes, da ist heute ein tausendjähriger Ölwald, und Trümmer von Säulen liegen zwischen den uralten Stämmen. Und diese tausendjährigen Bäume sind zu jung, diese Uralten sind zu jung, sie reichen nicht zurück, sie haben Delphi und das Haus des Gottes nicht mehr gesehen. Man blickt ihre Jahrhunderte hinab wie in eine unmeßbare tiefe Zisterne, und in Traumtiefen unten liegt das Unerreichliche. Aber hier ist es nah. Unter diesen Sternen, in diesem Tal, wo Hirten und Herden schlafen, hier ist es nah, wie nie. Der gleiche Boden, die

gleichen Lüfte, das gleiche Tun, das gleiche Ruhn. Ein Unnennbares ist gegenwärtig, nicht entblößt, nicht verschleiert, nicht faßbar und auch nicht sich entziehend: genug, es ist nahe. Das hesiodische Gedicht, das pindarische Gedicht schwebt gelöst in der Luft. Hier ist Delphi und die delphische Flur, Heiligtum und Hirten, hier ist das Arkadien vieler Träume, und es ist kein Traum. Langsam tragen uns die Füße ins Kloster zurück. Ganz nahe von uns knurren große Hunde. Auf dem Altan lehnt eine Gestalt. Ein anderer, ein Dienender, tritt seitwärts aus den Hecken hervor, dort wo die Hunde knurren. „Athanasios!“ ruft der Mönch vom Altan, „Athanasios!“ Er sagt es mehr, als er es ruft, gelassen und sanft befehlend. „Athanasios, was gibt es da?“ „Es sind die Gäste, die beiden Fremden, die herumgehen.“ „Gut. Gib acht auf die Hunde.“ Diese Worte sind wenige. Dies Zwiegespräch ist klein zwischen dem Priester und dem dienenden Mann. Aber der Ton war aus den Zeiten der Patriarchen. Aus wenigen Elementen setzt sich dies zusammen. Gelassenes Ausüben priesterlicher Herrschaft, ein sanfter Ton unwidersprochener Gewalt, Gastlichkeit, gelassen und selbstverständlich ausgeübt, das Haus, das Heiligtum bewacht von vielen Hunden. Und dennoch, dies Unscheinbare, diese wenigen Worte, gewechselt in der Nacht, dies hat einen Rhythmus in sich, der von Ewigkeit her ist. Dies reicht zurück, dies Lebendige, wohin die uralten Ölbäume nicht reichen. Homer ist noch ungeboren, und solche Worte, in diesem Ton gesprochen, gehen zwischen dem Priester und dem Knecht von Lippe zu Lippe. Fiele von einem fernen Stern nur ein unscheinbares aber lebendiges Gebilde, der Teil einer Blume, wenig von der Rinde eines Baumes, es wäre dies dennoch eine Botschaft, die uns durchschauert. So klang dieses Zwiegespräch. Stunde, Luft und Ort machen alles.

## OLYMP, TEMPETAL UND METEORA

VON OTTO KERN<sup>48</sup>

Wenn man den Olymp von ferne sieht, glaubt man, es sei ein riesiger Bergklotz, der sich mit einem Anfaß vom Erdboden in den Himmel erhebt. Aber weit gefehlt! Viele Höhenzüge sind der eigentlichen Kuppe, auf der der Wolkenfammer Zeus seinen Palaß hat, vorgelagert; viele Schlüfte täuschen den Wanderer, der sich am Ziel wähnt. Die Olympgegend ist die ärmste, die ich in Griechenland gesehen habe. Die Bewohner der Dörfer leben in elenden Steinhütten und können dem Fremden nicht einmal Wein und Eier geben. Ich war gerade an unserem Ostermorgen, am 1. April 1899, in Duklifa, einem elenden Olymposdorf. Starken Schneefall hatte es in der Nacht gegeben, und vor Kälte konnten wir nicht schlafen. Ich wollte noch höher hinauf in das Vlachendorf Vlacholivadi; aber der

<sup>48</sup> Abdruck aus: Otto Kern, Nordgriechische Skizzen, Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1912, S. 15 ff. — O. Kern, geboren 1863, lebt als Professor der klassischen Philologie in Halle a. S.; er bereifte Griechenland, besonders Thessalien lange und wiederholt. Vgl. vorne S. 22.

Schnee gestattete ein weiteres Vordringen nicht, und an eine Besteigung des Gipfels des Olympos war überhaupt nicht zu denken. Der Olympos ist überhaupt sehr selten bestiegen worden, und nur im Juli oder August kann man die Besteigung des eigentlichen Gipfels wagen. Ohne größere Vorbereitung ist sie nicht auszuführen, und vor allem bedarf es eines zuverlässigen Führers. Alle Vlachen, die ich fragte, hatten den Berg noch nie bestiegen. Abgesehen von der Unwegsamkeit des wilden Bergriesen ist auch die Räubergefahr nicht gering anzuschlagen. Das südliche Mazedonien ist, wie man aus den Blättern weiß, das Zentrum des Räuberunwesens auf der Balkanhalbinsel, und die Schlüfte des Olympos gelten als die Schlupfwinkel des Gefindels. Ich wurde denn auch in der Nacht von meiner militärischen Begleitung stark bewacht und während dieser Reisetage in der Olymposgegend nicht einen Augenblick allein gelassen.

Wie anders nun das Tempetal (Taf. 80), das am Fuß des Olympos gelegen ist, der giebelartigen Offa gegenüber. Ich habe es innerhalb eines Monats viermal besucht, und ich wünschte, ich könnte noch oft dieses Weges ziehen. Das Tempetal ist ein Engpaß zwischen Offa und Olympos, durch den sich der Peneios seinen Weg zum Meer gebahnt hat. Schon den Alten, z. B. Herodot war bekannt, daß die große Ebene Theffaliens, die an drei Seiten von den Gebirgen der Othrys, des Pindos, der Kambunischen Berge, des Olympos, der Offa, des Pelions begrenzt wird, ursprünglich ein Meeresboden war, von dem die kleinen Seen im Westen, die Neffonis und die Boibeis die letzten Reste sind. Auf dieser richtigen Naturbeobachtung beruht die übrigens verhältnismäßig junge Sage von der Deukalionischen Flut. Auf der Othrys hat Deukalion seine Zuflucht gefunden; von ihrer Spitze stieg er mit Pyrrha nach Theffalien hinunter, als sich die Wasser verlaufen hatten. Heute ist es nur der Peneios, den die Einheimischen Salámvria nennen, der Theffalien mit größeren Wassermengen versorgt. Die anderen Flüsse des nördlichen Theffalien sind sämtlich Nebenflüsse des Peneios. Man fährt von Larisa in einem Wagen ungefähr vier Stunden, bis man den Tempepaß bei dem Dorfe Baba erreicht, wo ein Grieche eine kümmerliche Gastwirtschaft unterhält, um namentlich die den Tempepaß oft besuchenden Engländer gehörig auszuplündern. Es war am 14. April, als ich den Tempepaß mit meinem Freunde F. Hiller von Gaertringen zum ersten Male durchritt. Die Natur strahlte in schönster Frühlingspracht. Ernste Zypressen an der zerfallenen Moschee (Taf. 81) geleiteten uns aus dem Dorf heraus. Links unter uns fließt der grünliche Peneios. Hohe Berge rechts und links in mannigfaltiger Färbung, zum Teil in phantastischer Gestaltung, darüber der blaue Himmel Griechenlands. Zuerst ist das Tal noch weit: grüne Matten liegen über den mächtigen Platanen, die unten den Peneios bekränzen. Aber immer enger wird der Paß und immer herrlicher die Vegetation. Alle Bäume, alle Blumen des Südens scheinen hier ihr Stelldichein zu haben. Neben der glühend roten Anemone pflücken wir Kornblumen und Mohn. Nur den Lorbeer suchten wir vergebens, den Lorbeer, der einst des

pythischen Apolls Schläfe bekränzt hat. Es scheint, als ob mit Apoll nun auch sein heiliger Lorbeer hier für immer verschwunden ist. Zwei Stunden lang reitet oder fährt oder geht man so in dem an Abwechslungen reichen Tal, bis sich dann plötzlich der Ausblick auf das Meer öffnet, und vor uns liegt eine mit Eichen und Platanen und Feigenbäumen bestandene weite Ebene, die wir drei Stunden lang dann in fröhlichem Trab durchritten bis zu dem kleinen Hafenplatz Tchaiese, wo wir ein sehr mäßiges Nachtquartier fanden.

Unter *Metéora* (Taf. 77–79) versteht man die Felsen, die sich nördlich von der Stadt Kalabáka, der Endstation der westlichen Eisenbahnlinie Theffaliens, in Kegelform erheben. Man wird an die Basaltfelsen der Sächsischen Schweiz erinnert, wenn man die schwarzen Felsen aus der Erde als die Vorläufer der gewaltigen Pindoskette sich erheben sieht. In der Nähe dieser Felsen, nicht weit von der heutigen Stadt Kalabáka, lag die alte Stadt Aiginion, bei der Cäsar zuerst thessalischen Boden betrat, um den Entscheidungskampf mit Pompejus auszufechten. Die Stadt Kalabáka erhebt sich amphitheatralisch dicht vor den *Metéorafelsen*, die man schon ganz von weitem aus der Ebene sich erheben sieht. *Metéora* *petra* heißen die in der Luft schwebenden Felsen; es ist eine Gruppe von mächtigen Bergkegeln. Längst haben die Geologen festgestellt, daß diese merkwürdigen Gebilde ihre Form dem Wirken eines wilden Bergstroms verdanken, der hier in der Urzeit einmündete, als die thessalische Ebene noch Meeresboden war. Aus dem Altertum besitzen wir, soviel ich weiß, keine Nachrichten über die *Metéora*. Ihre geschichtliche Bedeutung erhalten die Felsen erst vom vierzehnten Jahrhundert an, als fromme griechische Mönche in wilden Kriegszeiten hier eine Zuflucht suchten. Es scheint uns unbegreiflich, wie je hier auf diesen steilen, oft über 500 Meter hohen Kegeln Klöster gegründet werden konnten. Denn abgesehen von dem Kloster des heiligen Stephanos, zu dem man auf einer schmalen, über einen tiefen Abgrund führenden Brücke gelangen kann, sind die Klöster auch heute nur noch auf zwei Weisen zugänglich: entweder klettert man die beweglichen, schwindlichten Leitern herauf, die das Auge mühsam an dem grauen Gestein hangen sieht, oder man läßt sich von den oben befindlichen Mönchen das Netz herunterwerfen, in dem man in hockender Stellung — *à la turca* — heraufgezogen wird. Im ganzen kann man auf diesen Felsen dreiundzwanzig Klosteransiedlungen konstatieren, von denen aber schon während des achtzehnten Jahrhunderts eine ganze Reihe eingegangen ist. Heute bestehen nur noch sieben Klöster, von denen vier nur noch von ungefähr dreißig Mönchen insgesamt bewohnt sind. Ich habe zwei besucht, das leicht zugängliche Stephanoskloster (Taf. 79), in dem wir bei einem herrlichen Ausblick auf die thessalische Ebene frühstückten. Man hat hier einen großen Teil der Pindoskette vor sich und sieht den Zygospaß, der noch heute die gangbarste Verbindung von Theffalien nach Epiros darstellt. In dem Kloster waren nur wenige Mönche vorhanden. Der Prior saß im Gefängnis in Trikkala unter dem dringenden Verdacht, einige alte Handschriften des Klosters an

Engländer verkauft zu haben. Noch schöner ist die Aussicht von dem höchst gelegenen Kloster, dem eigentlichen *Metéoron* (Taf. 77. 78), das sich auf dem 554 Meter hohen Bergkegel befindet. Es ist von den jetzt noch vorhandenen das älteste Kloster und ausgezeichnet durch eine schöne Kirche mit alten Gemälden und Inschriften. Die Mönche zogen mich an der Felswand in dem Netze herauf und herunter; so schwebte ich mehrere Minuten in des Wortes verwegenster Bedeutung zwischen Himmel und Erde. Wunderbar ist namentlich das Gefühl, wenn man von oben aus dem Raum, wo sich die Winde befindet, die die Mönche drehen, um das Netz nach oben oder unten zu befördern, gleichsam hinausgeworfen und dem Luftraum anvertraut wird, und sehr unbehaglich ist es, wenn dann und wann das Netz mit seiner Last an den Felsen anprallt. Unglücksfälle, also namentlich Zerreißen der Stricke, sollen hier nie vorgekommen sein. Wenigstens leugnen sie die Mönche. Aus der Literatur kenne ich aber folgende Geschichte, die der berühmte dänische Gelehrte Uffing erzählt hat, der vor mehr denn fünfzig Jahren Theßalien bereist und das hübscheste Buch über diese Landschaft geschrieben hat.\* In dem Kloster Baarlaam hatte eine verkleidete Frau Einlaß gefunden, und als sie nach ihrem Besuche wieder heruntergehüßt werden sollte, gab sie den Mönchen ein Geschenk, das diese annahmen. Als sie aber nun halb unten war und in dem Netz zwischen Himmel und Erde schwebte, blieb sie auf der Mitte des Weges hangen und konnte trotz allem Beten der Mönche weder vor- noch rückwärts kommen. Drei Tage lang beteten sie unablässig; dann stürzte sie in dem Netz zwischen die Felsen hinab und starb in 24 Stunden. Das war Anno 1813. Uffing fügt hinzu, daß man seitdem keine Geschenke mehr in den Klöstern annehme. Heute ist diese Sitte aber wieder vergessen, wie ich aus eigener Erfahrung berichten kann. Uffing erzählt dann auch von seinem Diener Dimitri, der seinen Herrn nicht mit in die Höhe begleitete. Auch mir ist mit meinem sonst so wackeren Diener Vassili, einem starken Jüngling von 20 Jahren, daselbe passiert. Er war schon eingebunden in seinem Netz, der Haken war schon oben angelegt, als er mich dringend bat, unten bleiben zu dürfen. Ich dachte an eine andere Geschichte, die Uffing erzählt, von einem Schneiderlein, welches einmal mit zugebundenen Augen sich hatte hinaufhissen lassen, sich aber dann 12 Tage befann, ehe es den Mut bekam, sich wieder hinunterhissen zu lassen. Denn 12 Tage da oben zuzubringen, dazu reichte meine knapp bemessene Zeit nicht aus. So blieb Vassili unten, während mein Freund Hiller von Gaertringen, der mich auch auf dieser Tour begleitete, es wagte, die Leitern heraufzuklettern und ich mich im Netze heraufziehen ließ. Beim Rückweg wählten wir dann beide denselben Weg des Netzes, erst er, dann ich — und als ich in halber Höhe schwebte, da fang mir mein Freund in der grandiosen Einsamkeit das deutsche Studentenlied entgegen: „Was kommt dort von der Höh“ — — in einem Moment, als mein Rücken an die Felswand anprallte und ich ihm ein ängstliches Gesicht zu machen schien. —

\* J. L. Uffing, Griechische Reisen und Studien. Kopenhagen 1857.

## ÄGINA

VON ISOLDE KURZ<sup>49</sup>

Alle leben sie noch, die Heroenmütter, die Inseln“, aber der des Äakos, zu „A der ich noch ein besonderes persönliches Verhältnis habe, gilt mein erster Besuch.

Ein strahlender Ostermontag ist angebrochen. Ganz frühe fahren wir nach dem Piräus, wo uns der nach Ägina bestimmte Vergnügungsdampfer erwartet. Wir sind eine kleine Anzahl Reisender aus aller Herren Ländern, die der Zufall zusammengeweht hat und die jetzt durch den Gjolmanschen Agenten gemeinsam eingebootet werden; lauter gute Gesellschaft, denn der gewöhnliche Reifepöbel verirrt sich zum Glück noch nicht nach Griechenland. Indessen hat man wenig Zeit, sich miteinander zu beschäftigen; kaum vermag das Auge allen den wechselnden Bildern der Küste zu folgen. Neben dem Leuchtturm auf der „Akte“, Salamis gegenüber, wird die Stelle gezeigt, wo nach den Versen des Komikers Platon die aus der Verbannung zurückgeholtten Reste des Themistokles ruhen sollen:

Schön ragt am Ufer dir das Grab empor,  
Daß es des Seglers ersten Gruß von fern  
Empfange, der mit Waren heimwärts zieht,  
Was aus- und einfährt schaue, und wenn wettend  
Die Schiffe kämpfen, Zeuge sei des Spiels.

Schon ist der Ägaleos mit Hymettos und Pentelikon zurückgeblieben, die rauhen Höhen von Salamis mit dem Mavro Wuno zeichnen sich im Morgenlicht scharf an den Himmel, während links die lange buchtenreiche Küste von Attika sich bis zum Kap Sunion hinunterzieht, das in blauem Duft verdämmert. Wie Ägina näherückt, tauchen immer neue Bergzüge über den vorderen auf, und die runde Schneekuppe, die sich in fernster Ferne über alle erhebt, ist nichts anderes als das Haupt des erhabenen Parnassos. Ein so wolkenloser Tag wie dieser, ist in Attika eine Seltenheit. Man atmet Äther. Die See ist völlig glatt, und die kleinen Wellchen, die unser Dampfer aufwirft, sind so fein gerippt, daß sie das Ansehen flüssiger Muscheln haben.

Wo wir in Sicht von Ägina halten, um ausgebootet zu werden, ist das tiefe, stille Wasser durchsichtig bis zum Grund, daß man durch blauen Kristall zu blicken glaubte, und gegen das Ufer lichtgrün wie der schönste Edelstein. Was ist das für ein Gedränge buntgekleideter Menschen dort auf dem Klippenstrand um eine Schar gefattelter Vierfüßler her? Wird dort ein Volksfest gefeiert? Sobald wir landen, löst sich die Gruppe auf, und eine Woge jugendlicher Ägineten, Jünglinge und Mägdlein,

<sup>49</sup> Vollständiger Abdruck aus: Isolde Kurz, Wandertage in Hellas, Verlag Georg Müller, München, 1913, S. 57 ff. — Isolde Kurz, geboren 1853, lebt in München; sie bereifte Teile Griechenlands im Jahre 1912. Vgl. vorne S. 22.

ergießt sich über die Ankömmlinge, faßt sie, zieht sie, schleppt sie, daß sie nicht wissen, wie ihnen geschieht. Von allen Seiten tönt es mir mit Schmeichelstimmen in die Ohren: *Kyría! Kyría!* Und: *Gaidhúri!* (Esel) *Kaló! Kaló!* (Gut, gut). Ein brauner Burfch hatte zuerst meine Hand gefaßt, um mich zu seinem Grautier zu führen. Aber ein flinkes, kleines Mädchen stößt ihn zurück, mit runder Patschhand umklammert sie meine Rechte und entreißt mich gewaltsam dem Andrang, indem sie mir aufs wärmste die Vorzüge ihres hochbeinigen, weißgrauen Esels anpreist. Auf seinem Rücken liegt ein breites Holzgestell ohne Decke, das sich einen Sattel nennt. Steigbügel gibt es keine, statt ihrer dient ein Strick, der um beide Flanken des Tieres gespannt ist. An diesem ersteige ich den harten Sattel, die Führerin ergreift den zweiten Strick, womit das Tier gezäumt ist, und rasch geht es die steilen Felsenstufen hinan. Der Kyrios ist unterdessen gleichfalls von weichen Händen erfaßt und in den Sattel befördert worden; der Gewichtige hat eins der allerkleinsten Eselchen erwischt, und seine Füße streifen im Reiten fast die Erde, während ich in steiler Höhe throne. Eine kleine schwarzäugige Schönheit, die den holden Namen Kalliópe führt und höchstens dreizehn Jahre alt sein kann, leitet sein Tier am Strick, und schon hört man beide sich laut und eifrig unterhalten. Eine unbeschreibliche Silhouette zeichnet sich da vor mir in die blaue Luft wie ein phantastisches Naturspiel: der große, weit ausladende Mann, unter dessen gewaltigem Oberkörper vier winzige dünne Beinchen trippeln, während der Rumpf des Tieres unter seinen Rockschößen verschwindet. Ein Teil der Gesellschaft zerstreut sich, um im Walde zu lagern, andere, gleichfalls beritten, traben vorauf oder hinter uns her, je nach dem Feuer, das ihre Gaidhuris beseelt. Der meinige knickt zuweilen auf seinen viel zu langen und darum schwachen Vorderbeinen ein; dann reißt ihn die Führerin am Strick in die Höhe, drückt mir liebevoll den Fuß, weil sie bis zur Hand nicht hinaufreicht, und ermuntert mich mit schmeichelnder Stimme: *Mi phobás! Mi phobás!* (Fürchte dich nicht, fürchte dich nicht!) Denn sie sagt zu mir du, nach antikem Brauch, der noch jetzt beim Landvolk im Schwange ist. Schön wie ihre Gefährtin Kalliópe ist meine Führerin nicht. Sie hat eine unterfetzte Gestalt und ein breites Slawengesicht; aber eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit lächelt aus ihrem lebhaften Mienenspiel und aus den glänzenden Augen, und sie heißt Eléne, ein Name, der, von griechischen Lippen gesprochen, seine Trägerin mit einem Schimmer von dem göttlichen Liebreiz der Ledatochter umgießt. Keine fremde Zunge wird es je vollkommen nachsprechen können, das schmeichelnde griechische l in dem Namen Eléne. Ein treuherzigeres Geschöpf habe ich nie gesehen als dieses Äginetenkind. Sie glüht vor Dienstfeier und kann sich in Aufmerksamkeiten nicht genügen, augenscheinlich nicht des Lohnes wegen, sondern aus jenem starken Gefühl der Verpflichtung, das alle Griechen gegen die fremden Reisenden beseelt. Jeden Augenblick läßt sie den Strick des Gaidhúri fahren und springt ins Feld, um mir eine der wundervollen wilden Blumen zu pflücken, deren Namen sie mich nachsprechen lehrt. Jetzt kommt eine Rebenpflanzung in

Sicht; mit einem Sprung ist sie drinnen, reißt einen Schößling ab und reicht ihn mir herauf, um mir begreiflich zu machen, was man aus der Frucht dieses Gewächses für einen Trank bereitet, wie sie mich auch zuvor schon über den Nutzen der Kornähre aufgeklärt hat. *Máhiſta* (ganz recht), *Krafi*, *Krafi* (Wein), ist meine Antwort, und sie drückt mir ihre Freude über meine Fassungskraft aufs lebhafteste aus, indem sie meinen Fuß streichelt und mir strahlend zunickt wie einem hoffnungsvollen Kinde. Auch der Kyrios, der vor mir herreitet, hat bereits einen gewaltigen Strauß von Pinienzweigen und Blumen im Arm, die Kalliópe ihm mit glühenden Wangen zusammenträgt. Ich vergehe fast vor Neid, da ich höre, wie zwischen den beiden das Gespräch keinen Augenblick stockt, während mein Wortschatz noch so arm ist, daß ich der guten Eléne meine Zufriedenheit nur von Zeit zu Zeit durch das Wörtchen *kaló* (schön) kundgeben kann. Doch gelangen auch die zwei vor uns trotz ihres eifrigen Austausch nicht zur völligen gegenseitigen Durchdringung ihrer Gedankenwelt. Die kleine Kalliópe staunt zu seinem großen erhobenen Zeigefinger hinauf, während er ihr mit eindringlicher Langsamkeit von den Osterfeierlichkeiten in Athen erzählt und so einem Wanderprediger gleicht, der das Wort verkündet. Was sie aus seinen Reden für Erkenntnisse gefogen hat, wird sich erst später offenbaren. Aber sie ihrerseits verursacht ihm auch kein kleines Kopfzerbrechen, denn es strömen von ihren reizenden Lippen zuweilen ganz rätselhaft Wortgebilde, an denen sein philologischer Schlüssel verfaßt. Ab und zu teilt er mir seine Zweifel mit, ich enthalte mich aber aus guten Gründen jeder Meinung.

So reiten wir, von glühender Sonne bestrahlt, aber zugleich vom Seewind umschmeichelt, den harzduftenden Gebirgskamm hinauf nach dem Aphaiatempel, der schon vom Meere sichtbar war. Zur Rechten und zur Linken schimmert die tiefblaue Flut durch die schwärzlichen Pinienzweige, denn in Attika ist die Pinie schwärzlich und dürr, wie verbrannt; auch steht sie an Höhe des Wuchses und schön stilisierter Form hinter ihrer italienischen Schwester weit zurück, aber sie hat in ihrer edlen Armut eine ergreifende Würde. Plötzlich rollt ein Donnerschlag über unsere Häupter. — Ich erhebe erstaunt die Augen zu dem dunkelblauen, völlig wolkenlosen Himmel. Aber Eléne drückt mit Inbrunst meinen Fuß: *Mi phobás!* Es ist kein Gewitter, es sind die Kanonen von Athen, und sie weist mit dem Finger in die Richtung der Hauptstadt. — Nun springt sie wieder nach einer Blume über den Wegrand. Diese Gelegenheit benutzt mein Gäidhúri, um stehen zu bleiben. Ich bearbeite ihn mit Fersen und Händen in Ermangelung einer Gerte, umsonst, er geht nicht weiter, bis ein fürwitziger Junge, um sein eigenes Grautier schneller vorbeizubringen, ihm von hinten einen derben Stockschlag versetzt, daß er hoch auffährt und sich mit mir in die Büsche schlägt. Die Zweige zerkratzen mir das Gesicht und verhaken sich in meinen Hut und Schleier, ich will mich befreien, verliere dabei noch die prähistorischen Steigbügel, und indem mein Weißer sich gleichmütig weiter durchs Gestrüpp reißt, wird meine Lage bedenklich. Unmöglich, mich in

meiner Not verständlich zu machen, ich fühle mich hilflos wie ein lallendes Kind und vermag nur durchdringend zu rufen: *Ochi kaló, Eléne, óchi kaló!* (Nicht schön, Eléne, nicht schön!) Da ist sie auch schon zur Stelle, sie zieht den Esel aus dem Gebüsch, befestigt den Strick wieder an meinem Fuß oder meinen Fuß am Strick und beschwichtigt mich mit Schmeicheltönen: *Kaló, kaló!* — Ja, Eléne, wo du bist, da ist das Dasein wieder *kaló* und die Welt vollkommen.

Jetzt schimmert es weiß durch die Zweige, wir haben die Anhöhe erreicht, auf der der Aphaia tempel steht (Taf. 82). Ein grüner Hain umschließt das Heiligtum, dessen majestätische Reste sich auf hohen Stufen luftig gegen den Himmel heben. Ein Teil der Säulen liegt, Dach und Wände fehlen, daß der tiefe Äther in die gestürzte Zella hereinblickt und das blaue Meer noch blauer zwischen den Säulen durchscheint. Das Gebälk liegt ringsum am Boden verstreut, und Gras wächst zwischen Gefimfen und Architraven. Waldeschatten ringsum, der würzige, wundervolle Wohlgerüche aushaucht, und Blumen, Blumen, wohin das Auge fällt. Nicht nur den Wiesenrund färben sie mit ihrer dunklen Glut, auch zwischen den geborstenen Steinen des Pronaos dringen sie hervor, vor allem der rote Mohn und in Büschen, aber schon verblühend, der Asphodelos mit dem scharfen Geruch und den breiten, schilfähnlichen Blättern. Vor dem Tempel hat sich schon wieder ein Haufen Kinder gefammelt, die vorausgerannt sind, um Sträuße zu überreichen. Aber des Kyrios wartet noch eine besondere Überraschung: ein paar Frauen sind herbeigeeilt, knien vor ihm nieder und küssen ehrfurchtsvoll seine Hand. Die kleine Kalliópe hatte aus feinen Worten über die Osterfeier geschlossen, daß ein erwarteter geistlicher Würdenträger, den sie *Patéras Júlu* (Vater Julu) nennt, in seiner Person erschienen sei, und hat von diesem Glück sogleich die Umstehenden verständigt, die sich auch den Irrtum nicht mehr nehmen lassen und eifrig bestrebt sind, *Patéras Júlu* zu ehren. Ein Glas frischgemolkener Ziegenmilch, womit der Aufgelöste von der Familie des Wächters erquickt wird, dürfte gleichfalls auf Rechnung dieses Mißverständnisses kommen. Unterdeffen sind die Wallfahrer abgestiegen, die Tiere und ihre Treiber gruppieren sich am Waldsaum, und die Fremdlinge erklimmen die Stufen, die zum Pronaos führen. Heute bringen dir die neuen Völker ihre Huldigung; von germanischen, britischen, gallischen Zungen ertönt dein Name, Aphaia!

Aber Eléne und Kalliópe sind noch nicht zufrieden, sie haben uns noch etwas Besonderes mitzuteilen. *Patéras Júlu* ist schon an Kalliópes Hand verschwunden, die meine ergreift Eléne und zieht mich noch über den Felshang hinunter, um mir an heimlicher Stelle einen unterirdischen Brunnenschacht zu zeigen. Zu dem wenigen, schwärzlichen Wasser, das darin steht, beugt sie sich hinab und schlürft es andächtig aus der hohlen Hand. Man versteht erst in dem wasserarmen Lande, wie es kam, daß den Alten jeder Fluß ein Gott und jede Quelle heilig war.

Auf Säulentrommeln außerhalb des Tempels lassen wir uns nieder, wo eine Piniengruppe im Halbrund zusammentritt; ein dorisches Kapitell dient als Tisch,

auf dem wir unsere Vorräte ausbreiten. Ich horche noch mit einem Ohr auf die Vögel, die unsichtbar in den Zweigen fingen, mit dem andern auf das Gespräch eines jungen Parifers von griechischer Abkunft, der sich mit seinem kleinen Eseltreiber über den neuen Landesheros, den vergötterten Venizelos, unterhält; aber nun kommt der Augenblick, wo Vogelgefang und Ministerpräsident in Vergessenheit sinken vor den roten Ostereiern, den Hühnerschenkelchen, den köstlichen, saftreichen portokalia (Orangen) und einer kleinen Flasche weißen Landweins. Der Nymphe Aphaia, der Herrin des Heiligtums, werde der erste Weihetrunk gesprengt. Im Leben hieß sie Britomartis und war eine Lieblingsgespielin der Artemis, von der Kreterin Karne dem Zeus geboren. Da der König Minos sie mit seiner Liebe verfolgte, entfloh sie vor ihm und kam durch ausgestellte Fischernetze, in die sie sich verwickelte, ums Leben. Artemis verlieh ihr die Unsterblichkeit, und sie wurde nicht nur auf Kreta, sondern auch bei den Ägineten, denen sie auf ihrer Insel jagend zu erscheinen pflegte, als Göttin verehrt; auch hat ihr Pindar einen Hymnus gedichtet. So erzählt uns der alte Pausanias in seinem Buche über Korinth. Danach aber denken wir dessen, der zuerst in der Neuzeit die Rechte der Aphaia auf diesen Tempel dartat. Es war der deutsche Dichter Hermann Kurz, der aus einem Schreibfehler im Herodot mit glücklicher Eingebung ihren Namen herauslas, aber bei der Wissenschaft keinen Glauben fand, weil er ja kein Fachmann, sondern nur ein Dichter war. Seinen Manen gelte die zweite Trankspende, von der Hand seiner Tochter dargebracht. Mehr als dreißig Jahre nach seinem Tode bestätigte der kundigste Forscher seinen Fund und gab dem ersten Entdecker die gebührende Ehre. Sei darum auch seiner dankbar hier gedacht: dem Andenken Adolf Furtwänglers gelte der dritte Weiheguß.

Der Wächter des Tempels tritt hinzu und füllt unsere Gläser mit seinem roten Retfinato nach, einem schauerhaften Harzwein, der schmeckt wie verdünnter Terpentin. Es bedarf all unserer Ehrfurcht vor dem Gott mit dem Weinlaub und dem Pinienapfel und unseres ganzen Durstes, um dieses Getränk genießbar zu finden. Aber mag es schmecken, wie es will, sicher hat ein wohlthätiger Gott ihm von dem Wundersaft beigemischt, mit dem die Sparterin Helena ihren Gästen die Erinnerung jedes Leides tilgte, und hat es uns verliehen, an diesem Tage so schickfallos, so von ambrosischer Jugend durchdrungen einherzugehen wie die Himmlichen selber.

Wie die Waldung duftet! Wie der blaue Saronische Busen heraufleuchtet, von zerklüfteten Inseln und kühnen Vorgebirgen eingengt. Da ist ein kleines Felsen-eiland, das so unwahrscheinlich bildhaft, so überirdisch auf den Wassern schwimmt, als hätte es der Traumgott hingedichtet. Ich nehme all mein Griechisch zusammen, um den Kustoden nach dem Namen des Inselchens zu fragen. *Ajos Jöijos* (Hagios Georgios) kommt es mit den wunderbar zerschmelzenden griechischen Konsonanten von seinen Lippen. Ich versuche so schmelzend ich irgend kann, ihm nachzu-

sprechen: *Ajos Jöijos*. Ein langgezogenes *Nä* ist seine Antwort, der er nochmals hinzufügt: *Ajos Jöijos*. Da ich glaubte, ihm nicht genug getan zu haben, artikulierte ich noch zerfließender: *Ajos Jöijos*. Aber zu meinem Erstaunen vernahm ich abermals: *Nä!* — *Ajos Jöijos!* und so ging das noch eine ganze Weile mit immer dem gleichen Erfolge fort, bis ich in den höflich lächelnden Mienen einen Ausdruck von Verwunderung wahrzunehmen glaubte und es mir plötzlich einfiel, daß *nä* im Neugriechischen Ja bedeutet. Ich hatte also den Guten ohne alle Not mit meiner Liebesmühe aufgehalten, weil mir bisher als Bejahung nur das Wort *málista* vorgekommen war, aus dem das Ohr noch etwas Verbindliches heraushört, das etwa unserem „Sehr wohl“ entspricht. Von jetzt an werde ich mir auch das einfachere *nä* zu eigen machen. Solch ein neues Wort ist jedesmal ein köstlicher Schatz, der mit habfüchtiger Freude den anderen Schätzen hinzugefügt wird.

Noch einen Rundgang durch die gestürzte Pracht des Tempels. Die Phantasie versucht es gar nicht, sich diese Säulen und Gebälke aufzurichten und den Giebeln die kämpfenden Krieger mit dem rätselhaften Todeslächeln wieder einzufügen; ihr sinken die Flügel vor der gegenwärtigen Schönheit. Aber allmählich halten es auch die Sinne nicht mehr aus, man müßte sein wie die seligen Götter, um solchen Überschwang auf die Länge zu ertragen. Gerade rechtzeitig mahnt der Führer, den Gjolman uns mitgegeben hat, zum Aufbruch, damit wir unsern Dampfer nicht verfehlen. Die Esel werden wieder bestiegen. Nur der Kyrios, der immer noch *Patéras Júlu* heißt, verzichtet auf den feinigern, er hat von dem griechischen Sattel genug und versichert, daß das Tier noch besser daran gewesen sei als der Reiter, worüber man freilich auch die Meinung des anderen Beteiligten einholen müßte. Statt seiner schwingt sich die leichte Kalliópe in den Sattel und reitet lustig mit baumelnden Beinchen bergab. Ich folge dem Beispiel der Kleinen und setze mich diesmal gleichfalls seitlich mit hängenden Füßen, wie es in Griechenland von Weiblein und Männlein gehalten wird, und entdecke so das bessere Geheimnis des Eselritts. Als wir uns dem Strande näherten, stelzte unser langbeiniger Führer wie ein Storch durch das Feld und pflückte für jede Kyria noch ein würziges Kräutlein, das er mit einer stummen Verbeugung überreichte. Das war der Abschiedsgruß von Ägina. Eléne und Kalliópe erhalten für ihre Blumen und ihr holdes Lächeln noch einen besonderen Dank, dann geht es in Eile zum Strand und durch die Wasserlachen der Klippenbank, auf der ein Fischer soeben einen mächtigen Polypen bearbeitet, in unser Boot, das uns rasch zum Dampfer trägt.

Lebwohl, Insel des Äakos, dich möchte ich nicht zum zweitenmal sehen. Du könntest ja doch nicht wieder glänzen, wie du heute gegläntzt hast. Denn schwerlich würde ich Eléne und Kalliópe mit ihren Gäidhúris wieder am Strande finden, und fände ich sie, so weiß ich nicht, ob das Bild, das ich von ihnen bewahre, die Sonne eines zweiten Tages ertragen würde. —

## INSELFABRT IM ÄGÄISCHEN MEER

VON THEODOR BIRT<sup>50</sup>

Die Zykladen, die getrennten Gipfel eines submarinen Gebirges von Gneis, Glimmerschiefer und Granit! Auf der Karte sehen sie wie Spritzflecken aus und als sei die Feder des Kartographen gestrauchelt. Wer dagegen auf wogendem Schiff daherkfährt, und die mächtigen Felsenleiber bäumen sich im Meer jäh vor ihm auf, der staunt über diese Wirklichkeit und bekommt Respekt: lauter isolierte Zentren stiller menschlicher Kultur! Solange das Griechentum blühte, hat es auch auf den meisten von ihnen geblüht. Sie liegen einander so nah, daß selbst die primitivste Schifffahrt sich von Strand zu Strand wagt: wie Schrittsteine im Wasser, über die der Verkehr nach Kleinasien springt. Auch Kleinasiens Küste wurde von früh an griechisch, dies Inselmeer ein hellenischer Binnensee. Im reinen Morgenlicht erkennt man alles. Aber Häuser und Gärten verstecken sich in den Inselfalten; und der Blick streift nur mit Wonne die leeren Gebirge hinan und klettert, wie die Ziege, von Kahlheit zu Kahlheit. Unser Auge hat diese enthüllte Nacktheit der Ge liebten gelernt. So nackt ist auch der Gebirgskranz Attikas, so nackt ist Kyllene und die Musenberge Böotiens.

Der deutschen Landschaft wächst dickes Gras, borstiges Gebüsch und Wald aus allen Poren: sie ist wie ein behaarter Waldmensch, der sich nie rasiert. Die griechische Insel steht wie Apoll oder wie Venus, die meerentfiegene, da, und ihr Leib wagt es, und er darf es wagen, die reine Form rein zu zeigen. Die grüne Farbe aber verlernt man hier gründlich, und ich möchte wissen, ob nicht auch der griechische Regenbogen sich zu den Landesfarben bekennt und das Grün ausläßt. Für Kornbau ist fast nirgends Raum; der Anblick der Gorgo habe die Eilande versteinert, so meinten schon die Alten. Athen aber beherrschte den Kornhandel, und so kam es, daß diese Inseln alle dem athenischen Machtbereich von selbst anheimfielen.

Wie hübsch unser Schiff das Wasser durchschneidet! Sein Bug ist zwar von bescheidener Höhe. Aber er reißt tapfer und gradweg wie ein Stahlmesser das weite Meer in zwei Halbkreise auseinander und wirft beide Hälften der Welt weit hinter sich. Auf See gibt es zum Glück keine Panoramen, wie man sie auf den Bergspitzen hat, von wo die ganze schöne Welt unter uns zur flachen Landkarte und zum banalen Plakat wird. Auf See hat man vielmehr Rundblick auf Rundblick; man kann es Kyklorama nennen. Wie sich da der Sehnerv ergötzt und weidet! Ein gestaltenreicher Horizont stützt ringsum den fernen Himmel, und der Rundblick ist wie ein wogender Fries: Odysseelandschaften! Bild hängt an Bild, und die Rundkulisse schiebt sich wundervoll um uns her! Da kommt ein Ufer uns ganz nah. Wir sind schon um die Nordspitze Syras gebogen. Ein Berg schiebt sich weg, und eine Märchenstadt

<sup>50</sup> Abdruck aus: Th. Birt, Griechische Erinnerungen eines Reisenden, S. 198 ff. Vgl. S. 50, Anm. 39.

liegt plötzlich vor uns: Hermupolis! Griechischer Orient! Das Bild ist frappierend wie kein zweites. Wie soll ich es beschreiben? Eine schimmernde, himmelfarbene Hafenbucht, darin acht bis zehn Dampfer liegen; auch größere Hafengebäude fehlen nicht. Unmittelbar darüber klimmt auf zwei engverwachsenen Bergen, überraschend hoch und bunt, die Stadt von 19000 Einwohnern empor.

Alles dies war einst venezianisch, daher die römisch-katholische Kirche auf diesen Inseln sehr verbreitet ist; daher aber auch der Häuserbau an den Italiens gemahnt. Lauter kleine flache Würfelhäuser, schreiend weiß gekalkt; dazwischen aber ganz blaue oder ganz rosafarbene. Oft sind aber auch nur die Türen blau, oder der weiße Kasten hat nur oben einen blauen Streifen. So stehen sie neugierig übereinander, und jedes lugt mit feinen ausgetieften Fensterlöchern über das vorige hinweg in die blaue, blaue Ferne. Man denkt unwillkürlich an die eigene Kindheit. Da durften wir uns selbst Städte bauen und bekamen kleine Häuser in Schachteln aus dem Spielzeugladen. Solche Schachteln sind hier über die Berge ausgeschüttet, von obenher; und die Häuser blinken fidel in der Sonne, als freuten sie sich, daß sie gerade stehen und kein böser Bube kommt, der das Spielzeug durcheinander wirft. Den einen der Berge krönt die orthodoxe, den andern die römisch-katholische Kirche. Der letztere Berg ist weit höher. Da wohnt die ältere Bevölkerung. Erst durch junge Zuwanderung aus den Jahren 1812 bis 1830 ist der griechisch-orthodoxe Berg hinzugekommen. Was ist von Hermupolis zu erzählen? Etwa, daß es zwar eine Druckerei, aber keine Ansichtspostkarten besitzt? Man bekommt hier Luft, auf einer Topfscherbe zu schreiben, wie die Alten; das wäre echt, das wäre stimmungsvoll; und die Post müßte so viel historische Bildung haben, endlich auch solche Ostraka abzustempeln. Altertümer scheinen hier wenig vorhanden. Und doch findet, wer hier sucht, sein Ziel. Man steigt nur zum höchsten Punkt der Stadt, zur katholischen Kirche. Da besuchte ich den Jesuitenpater Romano in seinem Kloster, einen weltgewandten Italiener, der uns in anmutiger Weise plaudernd Likör und süßes Lukumi vorsetzte, schriftliche Empfehlung nach Santorin mitgab und erlaubte, den Ausblick von seinem Altan zu genießen. Der Herr war einsam, und seine zehn Klostergenossen gingen spazieren, dort hinten, wo das rote Haus im Innern der Insel lag. „Wir müssen spazieren gehen; wozu hat Gott die viele Zeit erfunden?“ so lautete sein verständiger Ausspruch. Da sah ich vom Altan im fernen Meer Delos liegen, Delos, die apollinische Insel, und ich entfloh energisch seinen Gesprächen. Wie ein abgefallenes Herbstblatt auf dem Teiche, so lag da Delos, vergilbt und erstorben, eins der kleinsten Eilande, aber früh heiliggesprochen, die schwimmende Wiege des jungen Lichtgottes. Dort stand der vielbesungene Palmbaum, und unter ihm hatte Leto mit Schmerzen ihr Zwillingsspaar, Apoll und Artemis, geboren. Delos selbst aber nährte die göttlichen Zwillinge und nahm sie wie eine Amme an ihre Brust. Für den alten Achäer schien nämlich die aufgehende Sonne im Osten aus dem Meer selbst zu steigen. Wo anders als im Meer sollte sie also geboren sein?

Im Ostmeer, da lag Delos, und man glaubte, daß die Insel schwamm, weil ja der Ort des Sonnenaufgangs sich täglich verschiebt.

Das alles war einst! Jetzt wächst auf der verdorrten Scholle kein apollinischer Lorbeer und keine Palme, kein Menschenfuß wandelt auf ihr, und kein Liebeschwur will mehr ertönen. Nur die genügsamen Ziegen läßt man dort in der Öde grasen, und auch der Hund darf heute das Gestade betreten, von dem er einst auf das strengste verbannt war. Denn der Hund ist unfrohm, und auch wir verschließen ihm unsere Kirchen. Eine Fülle von freigelegten Bautrümmern bedecken den Boden, die meisten aber schmucklos und unscheinbar; die schönsten Marmorreste sind vor Jahrhunderten von Delos in schweren Ladungen nach Venedig und Konstantinopel geschleppt worden.

Mittag ist längst vorüber. Wir haben die zwei mächtigsten Inseln passiert, Paros und Naxos: Paros (Taf. 83), das Land des Archilochos und des Skopas, ein zentrales Marmorgebirge mit nur einem Gipfel, Naxos, ein abenteuerliches Gebirgsland voll schroffer Linien, die barock in Windungen nach unten fallen, ein Land, in dessen Innern man eine ganze Schweiz vermutet. Und nun öffnet sich jenes Inselbecken, das weit von Amorgos bis Melos (Taf. 85) reicht und dessen Rahmen ich einem Diadem verglich: ein Kranzgewinde von Gestaden. Die Form der einzelnen zu unterscheiden, wäre vergebens. Man tue nur die Augen staunend auf und sonne sich mit ihnen. Alle Farben werden intensiver! Das Meer tief durchsichtig ultramarin, in der Ferne wie schillernde Seide. An allen Seiten aber drängt sich ein Volk von Küsten, die nächsten goldgrau, hochschultrig und in massiver Schwere, die entlegeneren oftmals wie bucklichte Schilde, in bedeutsamem Umriß, aber blau verhängt; die allerfernsten aber scheinen sich zu bewegen wie große Blätter der Wasserlilie, die auf dem Wasser liegen und alle an einer Wurzel hängen. Sie bewegen sich gleitend, so wie einst Delos schwamm. Daran glaubt man hier. Hier erst versteht man auch die Fabel von dem Schiff der Phäaken, das Poseidon auf fliegender Fahrt in Stein verwandelte; es wurde zum „Sailing rock“\* und schwamm so weiter. Auch an die Inseln der Seligen glaubt man hier gern, nicht minder aber an die des Exils. Denn der Eremit und Anachoret mag anbetend auf ihnen sein Dasein fristen und den Himmel offen sehen. Ein Ziel der Deportationen aber war Gyáros in der Römerzeit, der verrufenste Inselkerker, und schon bei Homer wird ein Feind auf solche Insel geschleppt, um dort in Einsamkeit zu verkommen. Milo, die Hauptstadt der Venus, ist schon vorüber. Schon neigt sich der Tagesglanz. Da stürzen sich alle Glorien des Lichts aus Westen über uns. Im Kielwasser spielen blaue Flammen. Schatten fliegen um die Inselfüße. In Gießbächen aber verschüttet sich goldne Brunst über alle Bergescheitel. Ihre Konturen glimmen in transparenter Glut, die Felswände lodern lichtblau wie schmelzend zuckender Phosphor. In einen Einklang von tausend brennenden Farbentönen verklingen Himmel, Meer und Land: ein großes heiliges Umarmen!

\* Sailing rock heißt ein Inselfels bei Madeira.

Der scheidende Gott umarmt jede der Inseln wie seine Kinder, aber jede mit anderer Inbrunst, am blendendsten und flammendsten Pholegandros, das kühne, wundervolle, das, Capri nicht unähnlich, im Farbenabgrund des Sonnenuntergangs selber liegt — so wie der Phönix sich selber in die Flammen stürzte, um schöner und jugendlicher zu erstehen.

Es ist sechs Uhr. Eine Felsenburg taucht auf. Die Nase des Schiffs steht steif auf Santorin. Es ist es! Wie erregend! Wir stehen vorn, wo unser Anker schläft, und der Wind umpfeift uns. Sind wir auf unser Ziel genugsam vorbereitet? Die Insel Thera oder Santorin (Taf. 84) hat die Form einer Sichel. Vor der Sichel liegt eine zweite Insel Therasia, die kleiner ist; neben dieser das winzige Aspronisi. Alle drei bilden zusammen ein weites Rondell, das eine scheinbar stille Wasserfläche einschließt. Diese Innensee aber ist nichts anderes als der eingestürzte Krater des Vulkans, der tief unter Wasser liegt und mit Meer gefüllt ist; und die genannten Inseln sind der Lippenrand dieses Kraters oder Meeresbeckers. Einst dagegen waren sie vielmehr das Fußgestell eines enormen Bergkegels, dessen Gipfel wie Ätna und Vesuv hochragte, aber, gleich einer ausgebrannten Esse, abgrundtief in sich selbst zusammengesunken ist. 5000 Fuß hoch mag so der Pik im Meer gestanden haben. An Versuchen zu neuer Gipfelbildung hat es nicht gefehlt; aus dem unheimlichen Becken sind in historischer Zeit etliche kleinere Inseln, die Spitzen unterseeischer Gebirge, wieder emporgeschnellert; das geschah mit Erdbeben und Steinregen, der hausgroße Blöcke bis auf die höchsten Kanten von Thera schleuderte. In Phira, wo wir logierten, sieht man solchen Block, der noch immer inmitten der Stadt den Weg versperrt. Jene kleinen Inseln im Krater aber heißen „die Verbrannten“ (Kaïmenaes); sie sind fast zu einer zusammengewachsen, voll Schwefeldämpfen, schwarz und tot und unbewohnbar, und das Meer ist stellenweise noch heiß und gelb um sie her. Welch abenteuerliches Gefühl, sich dem so Ungewohnten zu nähern! Da schiebt sich in der Ferne die Türe schon auseinander, die in den Krater führt: zwei prachtvolle Felsenpfosten im Meer. Man sieht durch sie hindurch. Innen blitzt es blau auf, und da liegen schon die verbrannten Inseln selbst, wie titanischer Unrat, auf der schönen, lasurklaren Innenfläche. Inzwischen fallen die ersten Schatten des Abends. Es ist sieben Uhr. Wir sind im Tor, wir sind schon im Krater! und fragen erstaunt: Hier sollen wir landen? Das Ufer ist schreckhaft steil; das Meer, wie man weiß, von maßloser Tiefe; kein Anker kann hier Grund fassen. Hoch oben über gräßlichem Absturz winkt eine blendend weiße Stadt — Apano Meriá —, die grotesk über sich selbst hinauffsteigt. Wo ist aber Phira, das wir suchen? Da kriecht schon die Dunkelheit heran, von unten nach oben, und wächst rasch ins Breite, und der Inselrand wird immer gespenstischer vor uns und bäumt sich schwarz steilrecht empor, und in den Städten oben blitzen angstvolle Lichter auf, als spähten sie nach drohendem Einsturz und nach dem Dämon der Unterwelt, der immerfort am Fuß des Gebirges frißt. Der Wind pfeift heftiger. Die

Ufer biegen sich ein unter ihrer Krönung. Die dritte, höchste und weißeste der Städte ist endlich Phira.

Da springen wir in die Barke, und über schwarze Wogen galoppiert der Kahn mit uns zum Strand. Auf schmaler Sandterrasse fassen wir Fuß. Schreiende Menschen! Alles in Nacht gehüllt! Lichter fehlen! Wir sind am Fuß des Abgrunds. Auf steilen Treppenserpentinien gilt es die Höhe über unserm Scheitel reitend zu erklimmen. Dreiviertel Stunden lang dauert der Ritt in der Finsternis. Wie mißlich der Weg, erkannten wir erst, als wir ihn abreisend zu Fuß wieder herunterstiegen. Ohne Stützung des Führers wären wir schwerlich heil nach unten gelangt. Der Weg ist so anstrengend, daß alle Reittiere, die hier auf und ab müssen, nach wenig Jahren zugrunde gehen. Da oben aber lebt eingeeengt auf so schwindelndem Posten ein ganzes Völkchen lebensfroher Menschen und denkt sich nichts dabei. Ein harmloses Gasthölchen nimmt uns auf. In dem engen Raum, um den wir dängen, drängen sich Koch, Kellner, Küchenjunge, Führer und Tiertreiber zusammen. Wir atmen endlich auf, wir speisen und können zu Rate gehen, was auf diesem Inselwrack Vernünftiges zu beginnen ist.

Santorin ist kein Phäakenland. Wie lecker schlemmte einst der Sohn des Laertes im Männeraal des Alkinoos! Hier ist Lammkotelett der höchste der Begriffe; vielleicht auch Haschee von Geflügel. Jede Woche wird auf der ganzen Insel von 15000 Einwohnern nur ein Ochse geschlachtet, den man von auswärts kommen läßt. Aber der gute Koch steht schmunzelnd an unfrem Eßtisch und blickt wie segnend auf jeden Bissen; und er kocht mit russischer Butter, nicht mit jenem Fett, das mich tieffinnig wie Hamlet machte. Odyffeus fand ferner Ball spielende, schöne Mägde am Strand, als er landete. Hier dagegen wird man gleich am Ufer vom Chorus der Maultiere empfangen, und es ist dringend nötig, sich mit ihnen und ihren Sätteln anzufreunden. Denn man sitzt hier täglich acht Stunden im Sattel. Es gibt keinen einzigen Wagen. Alle Wege sind stark abschüssig und dazu in der Stadt eng wie Därme, so daß, wenn solch ein schlappohriges Tier, mit zwei Fässern behängt, hindurchtrappt, sich alle Welt in die Türen drückt.

Wer aber hinausreitet, der tut einen Aufschrei des Entzückens. Da liegt, wundervoll geschweift, die Erdsichel zu unfren Füßen, ein Land von über einer Quadratmeile und fällt tief zum Meeresniveau in weiten Schwingungen unter uns ab, wie eine weitschleppende Frauenrobe. Am südlichen Ende aber springt unvermittelt und 1700 Fuß hoch ein isolierter Gebirgsstock aus der Tiefe. Die See um uns wie undulierender zitternder Stahl! Zackige Küsten! Kränze von Riffen! Auch unser Reitweg führt über zerriffenes Geklipp hin. Was könnte fremdartiger, abenteuerlicher, was könnte berauschender sein? Eine märchenhaft submarine Gebirgsplastik, die sich neugierig und schwerfällig, wie ein Seegetier und Tritone, vor uns aus dem Wellengrund hebt und mit gestreckten Gliedern heiß auf dem Wasser liegt! Achtzehn blendend weiße Städte und Dörfer klettern dreift auf den Kanten über

schwindelnde enge Terrassen, oder sie liegen unten wie sich sonnende Wäsche im Tal (auf der Kistenform der Häuser bläht sich das Dach oftmals wie eine Kalktonne; aber auch im Fels selbst wird gewohnt, wie in Naturschränken).

Das alles ist göttlich und fesselnd schön. Kalliste! o du Schönste! So haben die ältesten Griechen selber einst dies Eiland benannt.

## ABSCHIED VON GRIECHENLAND

VON THEODOR BIRT

Die Schiffsketten rasseln; die Schraube tut ihren ersten Stoß. Man will es nicht glauben; aber wir bewegen uns. Die gerammten Holzpfosten im Wasser rücken langsam hinter uns weg. Das Ufer beginnt sich zu schieben. Die Stimmen vom Lande verhallen. Ist es möglich? Wir hatten uns so festgelebt. Ein Gefühl verlorenener Zärtlichkeit, ein Gefühl der Verwaisung zuckt schmerzhaft durch die Seele, und das Auge wendet sich und starrt verloren hinaus über den schwarzmetallenen Rücken des Adriatischen Meers.

Dort ist der Norden! Dort liegt die Heimat! Dort wächst der borstige deutsche Tannenwald, gut genug für den deutschen Ofen, und dort gehen auch die deutschen Uhren, die von Königsberg bis Trier jeden Staatsbürger regulieren und zu feiner Pflicht rufen. Es muß köstlich sein, wieder in Deutschland zu leben! Gemach! Noch ist Patras sichtbar mit seinen Hafenslampen, die uns durch die Nacht so prunklos, aber so freundlich zublinsen, eine goldene Lichtzeile am Rand der Welt, die langsam einschrumpft, schwindet und erlischt. Eine Lichtzeile! Wie ist sie zu lesen? Steht dort ein Scheidegruß für uns auf immer? Steht dort geschrieben, daß ich wiederkehre? Ich verstehe mich leider auf die Schrift nicht und verstumme, und der weiche Nachtwind lullt die widerstreitendsten Gefühle ein.

Aber es war doch schön und gütiges Geschenk, in jenem kleinen Lande zu pilgern! Seine große Vergangenheit, die in den Steinen redet, ist uns Heiligtum. Seine große Natur, die aus Fels und Meerestiefen redet, ist uns Heiligtum. Und das gute, herzugewinnende Menschevolk, irgendwie doch Nachkomme und Erbe jener genialen Alten, die schlichten Menschen, die wir kennen und lieben lernten, auch sie sind uns Heiligtum. Und dies ist das Abschiedsgefühl: man fühlt sich gebessert und geläutert, wenn man ein Heiligtum verläßt.